Straßburger

Münster-Sagen,

aus

Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellen,

gesammelt und dargestellt

von

Dr. Ludwig Schneegans,

Archivar und zweiter Bibliothekar der Stadt Straßburg.

Besonderer Abdruck aus den „Sagen des Elsasses"
von **August Stöber.**

St. Gallen.

Druck und Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

1852.

Inhalt.

1.

Der heilige Hain und die drei Buchen.

Uralte, halbverklungene Sagen berichten, daß der Ort, wo jetzt das Münster sich erhebet und des wundervollen Thurmes Spitze so kühn empor gen Himmel raget, seit mehr denn zwei Jahrtausenden, eine Gott geweihte und geheiligte Stätte sei.

Lange, lange Zeit vor Christi Geburt, da stund auf der Anhöhe, auf welcher seitdem die weltberühmte Domkirche erbauet wurde, ein heiliger, dem Kriegsgotte geweiheter Hain. Denn nicht in Mauern, von Menschenhänden aufgerichtet, und nicht unter irgend einer von menschlichem Geiste erdachten Gestalt, beteten einst, im Heidenthume, die alten Deutschen ihre Götter an. Im geheimnißvollen, schaurigen Dunkel heiliger Haine, im undurchdringlichen Schatten dichtverwachsener Urwälder, welche keine Axt berührte, da wohnte die Gottheit, unsichtbar und unerreichbar dem irdischen Auge; ihre Gegenwart aber und ihr Wirken bezeugten das Rauschen der Wälder, das Lispeln der Blätter, das Gesprudel der Wellen, das Funkeln der Sterne und der Segen der Erde.

Mitten im heiligen Haine, ohnfern des Ufers der murmelnd und plätschernd dahinfließenden Ill, erhoben sich stattlich drei mächtige Buchen. Hoch empor wogten ihre Wipfel in die Lüfte, und weithin beschatteten unten ihre gewaltigen Aeste das Heiligthum, wo die Gottheit thronte.

Hier, an geweihter Stätte, verehrte der Volksstamm der Tribocher, der diesen Theil des Landes inne hatte und von den drei Buchen den Namen führte, den Gott des Krieges. Hierher strömte, von nah und fern, aus den umliegenden Gauen, das Volk herbei, voller Andacht und Ehrfurcht, und brachte dem furchtbaren Gotte seine Opfer dar.

Geheimnißvoll, wie in den Wellen des vorüberrauschenden Flusses, flüsterte es im dichten Laubgewinde der drei heiligen Buchen. Und wenn der Priester, im schneeweißen, blendenden Gewande, unten am Altare stund, die geweihte Mistel in der Hand, da wogte es, zuerst leise, und dann immer vernehmbarer und lauter durch die Zweige, den ganzen Hain entlang; und weithin fühlte das dichtgedrängte Volk der Gottheit Athem an sich vorüber wehen, und tief ergriffen stürzte sich Alles mit dem Antlitze nieder auf die Erde; denn Keiner vermochte des Gottes schreckliches Gesicht zu schauen.

Lange stunden, stolz und prangend, die drei Buchen mitten im gottgeweihten Haine. Lange thronte in ihrem Schatten des gewalt'gen Gottes Macht.

Erst als die Römer, durch das Glück ihrer Waffen, auch die Länder zwischen dem Rheine und dem Vogesus ihrem Weltreiche unterwarfen, da fällte die Axt den heiligen Hain und die drei Buchen, und ein prachtvoller, dem siegreichen Kriegsgotte der weltgebietenden Roma geweiheter Tempel trat an ihre Stelle.

Doch auch der römische Tempel mußte weichen. Zerstöret sank er ein, als das Christenthum das Evangelium einführte, in den alsatischen Gauen, und das Kreuz aufpflanzte zum Zeichen des Heils.

Alsobald erhob sich, demüthig und bescheiden, eine christliche Kirche, da wo ehedem der heilige Hain und die drei Buchen, und sodann der römische Tempel, gepranget hatten. Zur Ehre des dreieinigen Gottes und der heiligen Jungfrau Maria wurde sie eingeweihet.

Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert half treulich am Baue, und so erstund, immer herrlicher ausgeschmücket, inmitten aller prachtvollen Dome am Rhein, das kostbarste Münster, welches späterhin Erwins hochgefeierter Genius noch mehr verherrlichen sollte.

Und weithin in die Ferne pranget der wundervolle Bau, alles überstrahlend nah und fern, auf der Stätte, wo einst die heiligen drei Buchen majestätisch ihre grünen Kronen im Winde hin und her gewieget hatten.

Schadäus, in seinem wohlbekannten Münsterbüchlein, S. 3, erzählt, nach Specklin, daß das Straßburger Münster auf eben der Stätte erbauet worden seie, auf welcher einst, in grauer Heidenzeit, der heilige Hain und die drei Buchen der Tribocher gestanden hatten; und seitdem haben ihm sämmtliche Schriftsteller, welche über das Münster geschrieben haben, diese bloß sagenhaft überlieferte Angabe nacherzählet, welche sich auf keine bekannt gewordene historische Quelle stützet.

Dieser Ueberlieferung jedoch mag allerdings eine rein geschichtliche Begebenheit zu Grunde liegen; denn es war nichts weniger als etwas Seltenes, daß die ersten christlichen Bethäuser und Kirchen gerade, und sogar vorzugsweise, auf den Stätten erbauet wurden, wo zuvor heidnische Haine oder Tempel gestanden hatten, oder auf andern, seit uralten Zeiten, Gott geweiheten Orten. Die alte Gewohnheit fesselte die ehedem heidnischen und seit Kurzem erst zum Christenthume übergetretenen Völkerschaften an solche seit undenklichen Zeiten geheiligte Stätten; sie erleichterte denselben sogar den Uebergang zum neuen Glauben, und trug somit mächtig dazu bei, sie desto fester darin zu begründen und denselben, auf der uralt-heiligen Stätte, immer tiefer Wurzel fassen zu lassen und, so zu sagen, mit ihr unauflöslich zu verketten: „sintemal," wie schon Schadäus ganz richtig bemerkt, „kein Volck ist, das nicht mit sonderlichem Eyffer vber seinem Gottesdienst vnd den Orten hält, da derselbe geübet vnd getrieben wird."

Hatte ja schon der h. Augustinus an Publicola geschrieben: „Man zerstöret nicht die Tempel; man zerbricht nicht die Götzenbilder; man fället nicht die heiligen Haine; man macht es besser: man wiedmet und weihet sie Jesu Christo." (Ep. XLVII.)

Diesen Grundsatz befolgte ebenfalls durchgängig das Pabstthum. Allgemein wurde derselbe, die ersten christlichen Jahrhunderte hindurch, als Regel aufgestellt und diese weise Vorschrift überall befolgt und angewendet. Gregor der Große hat ihn, namentlich, ganz deutlich und feierlich ausgesprochen. Er schreibt den Missionaren der Angel-Sachsen: „Man muß sich hüten die Tempel der Götzen zu zerstören; man muß nur ihre Bilder zernichten, sodann Weihwasser machen, die Tempel damit besprengen, Altäre darin errichten und Reliquien darin aufstellen. Sind diese Tempel schön gebaut, so ist es gut und nützlich, daß sie aus dem Dienste der Dämonen in denjenigen des wahren Gottes treten; denn so

lange das Volk seine alten heiligen Orte erhalten sieht, wird es sich aus Gewohnheitstrieb williger darein begeben, um den wahren Gott daselbst zu verehren."

So geschah es, daß überall, wo es nur thunlich war, die ersten christlichen Kirchen auf uralt-heidnischen geheiligten Stätten sich erhoben. Es war dieser Gebrauch so allgemein, daß beinahe sämmtliche Hauptkirchen auf solchen Orten aufgerichtet wurden. Aeußerst selten nur sind die Ausnahmen.

So soll namentlich die Kathedrale zu Metz, gleichwie das Münster zu Straßburg, auf einer Stätte erbaut worden sein, wo zuvor ein solcher heiliger Hain mit einem Opfersteine gestanden hatte. (S. *Bégin*, La cathédrale de Metz, S. 75.)

Ebenso soll die Kathedralkirche von Chartres, deren Entstehung, sämmtlichen Quellen zufolge, in die ersten Zeiten der Einführung des Christenthums in Gallien hinaufreicht, die Stelle eines ältern Druidentempels eingenommen haben. (S. Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France. T. I, S. 312.)

2.

Der Bronnen im Münster.

Im heiligen Götter-Haine, bei den drei Buchen, neben dem Opfermale, sprudelte eine in einen Bronnen gefaßte und ebenfalls geheiligte Quelle.

Hier wuschen, in der alten Heidenzeit, die Priester die Opfer, welche dem furchtbaren Gotte des Krieges dargebracht wurden.

Und die Quelle war so lieb den Stämmen weit umher, daß sie erhalten wurde zur Zeit, als Chlodwig, der fromme Frankenkönig, das Heidenthum verdrängte aus den Elsäßischen Gauen.

Der heilige Remigius, welcher den König selbst, einer Ueberlieferung zu Folge, an eben dieser Quelle getaufet hatte, weihete die Letztere ein zur Ehre Gottes, auf daß sie forthin zur Taufe dienen sollte, wie sie zuvor zur Abgötterei gedienet hatte. Und als hernach Chlodwig, auf der Stätte, wo der heilige Hain gestanden hatte, das erste christliche Münster erbaute, wurde dieser geheiligte Bronnen mit eingeschlossen in des neuen Gotteshauses schützende Mauern.

Und lange, lange Jahrhunderte hindurch, wurden Tausende

und Tausende getaufet aus dieser Quelle, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Lange Jahrhunderte hindurch wurde das Wasser aus dieser Quelle nicht bloß in der Stadt zur Taufe gebrauchet, sondern auch für viele Kirchen auf dem Lande holte man, nach uralt hergebrachter Gewohnheit, aus dem Münsterbronnen das Wasser für die Taufe, weßwegen er, zu Straßburg und auf dem Lande, vom Volke gewöhnlich nur der Kindelsbronnen genannt wurde. Noch jetzt beredet man, zu Straßburg, die Kinder, daß alle neugeborne Kinder aus dem Münsterbronnen geschöpfet werden.

Auch die Erhaltung dieser Sage verdanken wir Specklin und seinem Abschreiber Schadäus.

Der Erstere hatte dieselbe, ohne allen Zweifel, nach ältern Ueberlieferungen, in dem zu Grunde gegangenen Anfange seiner handschriftlichen Collectaneen aufgezeichnet. In dem Fragmente seiner Abschrift, welches mit diesen auf der städtischen Bibliothek zu Straßburg aufbewahret wird, geht Specklin sogar, wie wir späterhin sehen werden, so weit, daß er behauptet, Chlodwig selbst sei, nach der Schlacht bei Tolbiac (Zülpich), an eben dieser Quelle, welche früherhin im Tribocher Götterhaine, neben dem Altare oder Opfersteine, entsprungen war, und späterhin, der Sage nach, in das erste christliche Münster eingeschlossen wurde, von dem h. Remigius getaufet worden.

Schadäus (Kap. VII, S. 35) erzählet blos, daß die Quelle von diesem heiligen Bischofe „zun Zeiten *Clodovaei* geweyhet" worden sei, um fernerhin zur Taufe zu dienen. Und wenn man die Sage auf diese Grenzen zurückführet, so dürfte wohl auch hier wieder eine historische Thatsache zu Grunde liegen.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinüber bedienten sich nicht blos sämmtliche Pfarreien in Straßburg selbst, sondern auch alle von dem Erzpriesterthume St. Laurentien abhängende Pfarreien auf dem Lande, ausschließlich, dieser Quelle zur Taufe. Erst nach der Einführung und Feststellung der Reformation in Straßburg nahm dieser uralte Gebrauch ein Ende.

Der Bronnen befand sich gerade vor dem Hauptpfeiler, nahe der Kirchenmauer, wenn man durch das Seitenportal bei der Steinmetzenhütte, in die südliche Abseite tritt. Er war vier und dreißig Schuhe tief. Im Jahre 1696 stürzte ein französischer Soldat hin-

ein und ertrank. Erst im Jahre 1766 wurde die Oeffnung mit einem Steine zugedeckt und geschlossen.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß auch bei dem Münster zu Chartres ein ähnlicher altheidnischer Bronnen sich befunden haben soll. Auch an diesen knüpft sich eine Sage; man hat nämlich die Vermuthung aufgestellt, daß derselbe dazu gedient habe, um die Körper der bei dem Gottesdienste der Druiden geopferten Menschen hineinzuwerfen. In diesen Bronnen sollen hernach die ersten zum Christenthume bekehrten Heiden jener Gegenden gestürzt und darin ertränkt worden sein. Nach dem Uebergange zum Christenthume aber hatte das Volk eine besondere Verehrung für den Bronnen, und nannte denselben den Bronnen der starken Heiligen, le puits des saints forts. S. Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France, am bereits angeführten Orte.

Noch jetzt bezieht der Bronnen bei der Steinhütte, außerhalb am Münster, das Wasser aus der Quelle, welche einst in der Heidenzeit zum Waschen der Opfer gedienet haben soll.

3.

Das Gewölbe und der See unter dem Münster.

„Da unten aber ist's fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!"

Unter dem Münster — noch gehet hievon, im Volke, eine uralte, seit Jahrhunderten von den Vätern auf die Kinder fortgeerbte Sage — unter dem Münster, da ist ein weites gewaltiges Gewölbe gesprengt, das die ganze Last des Riesengebäudes sammt dem himmelhohen Thurme trägt. Und unter dem Gewölbe, da fluthet, im Finstern, ein See, auf welchem man, in einem Schiffe, unter der Kirche hin- und herfahren kann, bis zu dem Orte, wo, noch vor wenigen Jahren, der sogenannte Fischbronnen (Fischerbronnen) gestanden hat.

Um Mitternacht, wenn es stille ist in der Stadt, da haben schon Viele ganz deutlich das Geplätscher und das Fluthen der Gewässer vernommen, und die Ruderschläge, welche den Nachen auf

dem düstern See vorwärts treiben. Dumpf und hohl dröhnet und hallet es unter der Erde, und Alle, die es hören, erfüllet es mit unwiderstehlichem Grausen.

Gerade dem Münster gegenüber, unter dem Hause neben der Apotheke zum Hirschen, da soll ehemals ein Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe gewesen sein. Es war ein finsteres, unheimliches, mit starker Thüre verwahrtes Loch.

Viele schon hatten es versucht, durch die geheimnißvolle Oeffnung hinunter zu gelangen in das Gewölbe unter dem Münster und auf den See hinab. Keinem aber wollte je das gefährliche Wagestück gelingen. Jedesmal, sobald man die Thüre eröffnete, weheten furchtbare Windstöße herauf aus der finstern, kalt-schaurigen Tiefe, und Sturm und Qualm löschten augenblicklich die Lichter derjenigen aus, welche sich vermessen wollten, mit Laternen hinab zu bringen auf den See.

Ebenso vergeblich waren die Bemühungen derer geblieben, die es versuchten, mit Stangen in den schwarzen Schlund hinein zu stoßen, um zu ergründen, wohin die Höhle sich wende. Umsonst war alles Mühen und Forschen. Jähes Grausen überfiel jedesmal auch die Beherztesten, und eilig zogen sich selbst die Verwegensten zurücke aus diesem grauenvollen, unheimlichen Orte.

Und wenn die Wasser steigen drüben im Flusse, da erheben sie sich ebenfalls drunten in dem unerforschlichen See unter dem Münster.

Schlangen, Blindschleichen, Kröten, Molche, Salamander und anderes Ungeziefer, und sonstige giftige Unthiere mit feurigen Augen, krochen dann ehemals, keuchend und quetschend, heraus durch das Loch aus dem unterirdischen, finstern Schachte. Schrecken erfaßte Alle, die es sahen, und, um weiterm Unheile vorzubeugen, wurde die Oeffnung unter dem besagten Hause im Keller, sammt der Thüre, vermauert und mit Schutt und Geröhr überführet.

Kein menschlicher Geist, auch der kühnste und erfindungsreichste nicht, wäre im Stande, sich all das unheimliche, grausige Treiben und Qualmen drunten in jenem Höllenpfuhle zu vergegenwärtigen oder auch nur im Entferntesten zu ahnen.

Und noch jetzt, wenn man, nach Mitternacht, am Münster hin über den Fronhof gehet, soll man oft, dumpf und ferne, aber ganz vernehmbar, aus der Tiefe herauf, das Fluthen und Anschlagen der Wogen und das Schaukeln und Schwellen des Schiffes vernehmen, das über den See dahin gleitet, und manchmal sogar das

Keuchen und Quirlen und Fletschen der Unthiere, die dort unten herumkriechen und plätschern im Qualme des grauenvollen Schlundes. Schaurig wird es Einem aber dann zu Gemüthe, und hastig eilet man hinweg, durch die Nacht, hinweg von diesem Orte des Schreckens und des Entsetzens, der sichern, heimlichen Wohnstätte zu.

Noch heutzutage lebt diese Sage in der Erinnerung des Volkes fort. Noch jetzt giebt es Viele, die steif und fest behaupten, das ganze Münstergebäude sei auf einem ungeheuern Roste oder Gewölbe auferbauet worden, unter welchem sich ein See befinde, auf dem man, in einem Kahne, durch unterirdische Gänge und Kanäle, bis zu dem Orte hin- und herfahren könne, wo, noch vor kurzen Jahren, der im Jahr 1576 errichtete Fischbronnen gestanden.

Wahrscheinlicherweise beruhet diese Sage auf der von Specklin in seinen sogenannten *Collectaneen* T. I, *Aa.* Seite 20 a, ohne Zweifel nach ältern Angaben, aufgestellten, nach ihm von Schadäus, und seitdem durch viele Andere wiederholten Behauptung, daß man im Jahre 1015, als Bischof Werner I. das Münster neu umzubauen begann, das Fundament „mit Erlen Pfälen ins Wasser geschlagen und geleget habe."

Dazu mag sodann noch späterhin die von Dr. Heckheler, in seinem handschriftlichen Werke über das Münster (S. 56), erwähnte Begebenheit gekommen sein, um das Ganze zu der hier mitgetheilten Sage zusammenfassen zu machen. Folgendes nämlich hat Heckheler an der soeben angeführten Stelle seines Werkes aufgezeichnet: „Etliche von den gemeinen Leüthen (deren noch etwelche sich finden möchten) seindt zwar dießer Meinung geweßt, daß unter dem Münster ein lauteres Gewölb seye, also daß mann mit einem Schiff darunter hin und her fahren könne; den Eingang habe mann in einem Keller geradt gegen dem Münster über, in einer Behaußung, nebst der Eck-Apoteck zum Hirsch genant, darinnen voriger Zeit ein Barbierer Nahmens Geßler, und dießer Zeit auch einer mit Nahmen Moses (wie auch derselbige ahne dem Hauß angemahlet ist) wohnet, suchen müßen. Seye ein Loch mit einer Thür verwahret geweßen: alß mann aber die Thür geöffnet, seye ein starcker Windt herfür kommen, welcher auch allen denjenigen so mit Lanternen hinein gewollt ihre Liechter verlöschet. Auch habe mann sich

zum öffteren bemühet mit Stangen zu erforschen, wohin etwann solche Höhle sich wenden thät, aber mann weniger dann nichts damit außgerichtet, sintemahlen selbige Persohnen ein Graußen ankommen, daß sie unverrichter Sachen ihren Rückweg haben suchen müßen. Auch ist außgesagt worden, wann die Waßer gestiegen, so seyen, auß solchem Loch, Schlangen, Blindschleich, Krotten und dergleichen Ungezieffer herfür kommen. Daß mann aber von dießem Unheyl befreyet worden, habe mann solche Thür laßen vermauren und mit Geröhr überschütten. Auff daß nun die rechte Gewißheit, dießes Umbstandts, oder vielmehr ohngegründeten spargiments willen, möchte an das Tagesliecht kommen, ist, (zwar wie mann sagt) auff Befelch E. E. Raths ein Maurer dahin abgefertiget worden, der das Werk unverzüglich angegriffen, und nachgesucht, aber daß solches nur ein bloßes erdichtetes Weßen geweßen, befunden. Eben dergleichen ist auch deß damahligen Herren Weßners, Apoteckers im Hirsch, welche Herr Spielmann am Eck anjetzo innen hat, und Herren Koben, deß Kauffmanns, Keller nechst daran bey dem Münster, ebenmäßiges gedacht worden, so aber auch falsch geweßen, und also von allem deme nichts Hauptsächliches deß Fundaments halben erkundiget werden können."

4.

Chlodwigs Taufe und die Stiftung des Münsters.

Als in der Schlacht zu Tolbiac sich das Glück des Tages auf des Feindes Seite zu neigen begann, da that Chlodwig, eingedenk der vielfältigen und eindringlichen Ermahnungen seiner frommen christlichen Gattin, das Gelübde zum Christenthume überzutreten, wenn Chlotildens und der Christen Gott ihm den Sieg verleihen wolle, und sodann auch ihm zur Ehre und Danksagung eine christliche Kirche zu bauen.

Nach seinem Siege kam Chlodwig nach Straßburg, nahm den königlichen Palast oder Königshof[1]) ein und ließ sich durch das Volk huldigen und schwören.

---

[1]) Specklin sagt: „Doruff kame Clodoueus gon Strosburg vnd name „den königlichen Stull der Allemanier zu Königshoffen in . . . ."

Hernach erbaute er überall im Lande viele Vesten, Burgen und Schlösser, vornehmlich an den Hauptpässen und Eingängen der Thäler, und an der Stelle der alten, beinahe durchgängig zerstörten oder zerfallenen römischen Kastelle [1]), um sich den Besitz des Landes zu sichern und das Volk in Gehorsam zu erhalten.

Bereits war eine geraume Zeit verflossen, seitdem Chlodwig die schweren Kriege niedergelegt und Ruhe und Frieden wieder hergestellt hatte, und immer hatte er noch nicht das in der Bedrängniß der Schlacht gethane Versprechen erfüllet.

Da erschien eines Tages die Königin Chlotilde — oder Guthuldt, wie Specklin sie nennet — bei ihrem Herrn und Gemahl und erinnerte ihn seines Gelübdes; und alsobald beschloß Chlodwig sein Wort zu lösen. Ohne Verzug sandte er nach dem hl. Remigius, welcher dazumal Bischof zu Rheims und zu Metz war, und nach Vestalus, und begehrte die christliche Taufe, und mit ihm wohl drei tausend edler Franken. Dessen erfreute sich höchlich die fromme Königin.

Und als St. Remigius gekommen war sammt seinem Gefährten, da führten sie Chlodwig nebst den übrigen Täuflingen zum alten heidnischen Tempel des Kriegsgottes Krutzmanna und unterwiesen und belehrten sie im christlichen Glauben. Vor dem Bischofe stund Chlodwig in weißer Leinwand gekleidet, nach dem Gebrauche jener Zeit, und um ihn her die vornehmsten fränkischen Häuptlinge, welche mit ihm die Taufe empfangen wollten.

Und als der hl. Remigius die Taufe zu beginnen sich anschickte, da richtete er zuerst das Wort an Chlodwig, und sprach

---

[1]) So soll Chlodwig namentlich die gewaltige Bergfeste Frankenburg im Weilerthale erbauet haben, sammt einer Kapelle, in welcher, nach Specklin, Chlodwigs Stammherr Pharamund begraben war, und in deren Fenster man, zu Specklin's Zeit, noch des Frankenkönigs angeblich ursprüngliches, heidnisches Wappen mit den drei schwarzen Kröten im gelben oder goldenen Felde gesehen haben soll.

Wie bekannt soll, nach der auch durch Specklin mitgetheilten Sage, Chlodwig, als er noch ein Heide war, jenes Wappen geführet, hernach aber, nachdem er Christ geworden war, dasselbe in das neue französische Wappen mit den drei goldenen Lilien im blauen Felde umgewandelt haben.

Trausch, in seiner handschriftlichen Chronik (Tom. II, Abth. II, Fol. 164 a), erzählt, daß im Jahre 1540, als der Rhein und alle Wasser äußerst niedrig waren, unterhalb Bingen ein Fels zum Vorscheine kam, an welchem beide Wappen Chlodwigs neben einander eingehauen gewesen sein sollen.

zu dem Könige: „Du hoher Sikamber, dieweil du gelobest Gott und Christum allein anzubeten, so versprichst du diesen und alle übrige Tempel, worinnen man dem Teufel opfert, zu zerstören und überall den christlichen Glauben helfen auszubreiten!" — — und, nachdem Chlodwig dies feierlich versprochen hatte, gab ihm St. Remigius die Taufe und nach ihm den übrigen fränkischen Häuptlingen und Kriegern, und nahm sie hiemit auf in die Gemeinschaft der Christenheit und in den Schoos der christlichen Kirche, in Gegenwart der hochbeglückten Königin und im Angesichte des ganzen Volkes.

Hernach ließ Chlodwig alsobald Krutzmanns Tempel zu Straßburg abbrechen und baute, Gott zur Danksagung, die erste christliche Kirche auf dieselbe Stätte, scheinbarlich und groß, doch nur von schlichtem Holz und Stein „auf gut altfränkisch", mit einem großen ungeheuern Dache, und ließ dieselbe einweihen in der Ehre der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria. Und das war, fügt Specklin hinzu, der erste christliche Tempel, der in deutschen und fränkischen Landen, von den Franken, zur Ehre eines Heiligen errichtet worden ist.

So wurde das erste Münster zu Straßburg gestiftet, in hoher Würdigkeit und Freiheit, wie unser alter Königshoven sagt, von dem ersten christlichen Könige der Franken.

Im Jahre 504 soll der Bau begonnen und nach Verlauf von sechs Jahren, im Jahre 510, vollendet worden sein, im neunzehnten Jahre von Chlodwigs mächtigem Reiche.

Auf solches änderte Chlodwig auch sein heidnisches Wappen. Die drei schwarzen Kröten wandelte er um in drei goldene Lilien, in himmelblauem Felde, um durch diese zarte Farbe die Lieblichkeit des christlichen Glaubens anzuzeigen, im Gegensatze zu den alten garstigen, nach damaligem Volksglauben giftigen Thieren. Und auch der Stadt Straßburg ertheilte er das Recht eine Lilie führen zu dürfen in ihren Münzen.

Obige Darstellung ist durchgängig und beinahe wortgetreu der Erzählung Specklins nachgebildet. Letztere befindet sich in dem Fragmente der Abschrift der Collectaneen, welche Specklin begonnen (Fol. 13 a).

Hier, wie auch sonst so oft noch, hat Specklin, wie man ge-

sehen, die historischen Thatsachen, mit der ihm eigenthümlichen Leichtfertigkeit, behandelt und durcheinander gemenget. Seine Erzählung ist ein buntes Gemische von mißverstandenen und verkehrten historischen Angaben und von alten sagenhaften Ueberlieferungen. Geschichtlich ist die Taufe Chlodwigs im heidnischen Tempel Krutzmanns zu Straßburg ein eben so grober Verstoß wider die Wahrheit, als die Verleihung irgend eines Münzrechtes durch Chlodwig zu Gunsten der Stadt Straßburg. Specklin nimmt es so genau gerade nicht mit der Wahrheit und Zuverläßigkeit seiner historischen Angaben und Behauptungen.

Geschichtlich erwiesen bleibet allein die Stiftung des ersten christlichen Münsters zu Straßburg durch Chlodwig. Hierin stimmen unsere Chronik- und Geschichtschreiber sämmtlich miteinander überein und, diesen Punkt betreffend, scheinen sie in der That auch sich auf rein historischem und durchaus zuverläßigem Boden zu bewegen. Alles übrige ist entweder Sage oder verunstaltete Geschichte.

5.

Das Straßburgische Münster zu den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen.

König Pipin war, im Jahre 769, mit Weib und Kind gen Straßburg gekommen und hatte begonnen, über dem Oratorium der Priester, ein herrliches steinernes Chor an das alte fränkische Münster zu bauen. Es war ihm aber nicht gegeben worden, diesen prachtvollen Bau zu vollenden. Erst nach seinem Tode vollführte Karl der Große das von seinem Vater angefangene Werk und begabte das Münster mit zahllosen Reliquien, Heiligthümern und kostbaren goldnen und silbernen, reichlich mit Edelsteinen eingelegten und verzierten Kleinodien.

Zur Zeit Ludwigs des Frommen stund das Münster da, in voller Pracht, das Vorbild eines ächten christlichen Gotteshauses, inmitten aller Dome den Rhein entlang, und von keinem derselben überstrahlet.

Es war ein herrlicher Tempel, den die Engel des Himmels oft besuchten und die Heiligen, und welchem die Himmelskönigin,

deren Schutze er anheimgestellet worden war, ganz ihre Liebe zugewendet hatte. Unendlich war die Anzahl der Wunder, welche fortwährend, zu ihrer Verherrlichung und unter ihrer Anrufung, in dem ihrer besondern Obsicht empfohlenen Gotteshause geschahen. Nah und fern rühmten und priesen die Völker all' diese Wunder mit kindlichem Staunen und andachtsvoller Ehrfurcht.

So erzählet der nach Straßburg verbannte Mönch Ermoldus Nigellus, in der in Form eines lateinischen Gedichtes abgefaßten Bittschrift, durch welche er, im Jahre 826, bei Ludwig dem Frommen um Gnade einkam. Es enthält dieselbe eine Beschreibung des damaligen Zustandes des Straßburgischen Münsters.

Von dem 651. Verse dieses Gedichtes hinweg, welches **Muratori** im zweiten Bande seiner Geschichtschreiber Italiens veröffentlicht hat, heißet es:

«Virgo Maria tibi quo templa dicata nitescunt,
Quo tuus in terris rite veretur honos.
Sæpius has equidem dicuntur visere sedes
Cœlicolæ et cœtus has colere Angelicus.
Plurima mira quidem referunt . . . .»

6.

Die Stiftung der Chorkönigspfründe.

Im Jahre 1012 kam der römische König Heinrich II. nach Straßburg und wohnte hier etliche Wochen.

Keines Tages versäumte der heilige König den Gottesdienst im Münster. Des Morgens bei dem Hochamte, des Abends bei der Vesper und in der Nacht sogar, wann Mettin (Nachtmesse oder Frühmesse) gesungen wurde, saß Heinrich im Chore bei Bischof Werner, seinem treuen Freunde und Rathe.

Mit jedem Tage fühlte sich der König wohler und heimlicher im Münster. Täglich erhob ihn mehr die einfache, anspruchlose Frömmigkeit und die innige ungeheuchelte Andacht der Brüder

Mariens [1]). Nirgends hatte er noch sämmtliche gottesdienstliche Handlungen mit höherer Würde und feierlicherer Weihe begehen sehen. So sehr erhob und entzückte den König die in Werners Münster befolgte Ordnung und Regel, daß allmälig der Wunsch in ihm rege wurde, immerfort zu weilen in dem hehren Heiligthume, inmitten der Brüder, und sich mit ihnen himmelan zu schwingen im Gebete, mit Messelesen und Singen.

Immer tiefer, immer inniger, immer unwiderstehlicher wurzelte in des frommen Königs Gemüthe der Wunsch den Rest seiner Tage zu verleben in Gemeinschaft mit den Brüdern der Straßburgischen Münsterkirche, und mit ihnen Gott allein zu dienen mit Gebet, mit Andacht und Lobgesang, denn es waren alle hohe Grafen und Freiherren, die da ein heilig, selig, geistlich Leben führten. Bald stund der Entschluß fest und unerschütterlich bei dem Könige sich aufnehmen zu lassen in Maria's Brüderschaft und unter ihrem Schutze, in ihrer Kirche, sein Leben zu beschließen.

Umsonst war alles Flehen und Abhalten seiner Hofleute und Räthe; vergeblich Aller Widerrathen, umsonst Aller Bitten, daß Heinrich das Reich nicht verlassen möge, das er mit so großer Mühe nur im Frieden zu erhalten vermochte! Umsonst eröffneten seine Freunde und Höflinge vor seinen Augen die trübe Zukunft, welche des Reiches warten würde, wenn er auf seinem Vorhaben bestünde! Eben so vergeblich aber als ihr Flehen blieben alle ihre Vernunftgründe! Unabänderlich fest stund in des heiligen Königs Seele der Entschluß seine Tage zu enden, als Priester, in Marias Brüderschaft, in Werners Münster.

Eines Morgens, nachdem das Hochamt, in seiner Gegenwart, auf das feierlichste begangen worden war, trat Heinrich, tief ergriffen zu dem Bischofe vor den Altar und bat mit innigbewegter Stimme, ihn aufzunehmen in die Zahl der Brüder!

Umsonst bemühete sich nun auch der Bischof den König zu bewegen, diesem für das Reich so unheilvollen Entschlusse zu entsagen. Vergeblich vereinten abermals die königlichen Höflinge und Räthe ihre Vorstellungen, um Heinrichen abzubringen von seinem Vorsatze. Auch jetzt wieder prallten alle Vorstellungen ohnmächtig ab an des Königs unwiderruflichem Entschlusse.

---

[1]) So, **Fratres sanctæ Mariæ**, nannte man damals die Priester und Geistlichen im Münster.

„Wohlan denn!" — sagte alsdann Werner zu dem Fürsten, als er sah, daß nichts mehr ihn abzuhalten vermochte von der Vollführung seines Vorsatzes — „wohlan denn, so nehme ich dich auf in der Brüder Zahl! Doch nun, als mein Untergebener, gelobest und schwörest du, hier vor dem Altare, im Angesichte des dreieinigen Gottes, gehorsam zu sein, mir deinem Bischofe und Obern, und fernerhin deinen Willen zu unterordnen demjenigen deiner Vorgesetzten, und stets willig, ohne Widerrede noch Widerstreben, streng und genau, alles das zu thun und zu vollführen was die Kirche dir vorschreibt und gebietet, und was ich, als dein Oberer, und deine übrigen Vorgesetzten, im Namen der Kirche, dir zu thun oder zu unterlassen befehlen werden?"

Und freudig gelobte es der König dem Bischofe mit Hand und Mund, im Angesichte Gottes und in Gegenwart der Brüder, der Höflinge und alles Volkes.

Aufgenommen war er somit in die Reihen der Brüder! Entladen der schweren Last der Krone, die sein edles Haupt so peinlich gedrücket hatte!

„Nun aber!" — begann hinwiederum der Bischof, mit ernster, feierlicher Stimme — „nun aber, mein Sohn, im Namen und in Ausübung der Gewalt und der Macht, die mir verliehen ist von Gott dem Allmächtigen und von seiner Kirche; nun aber gebiete ich dir, als dein rechtliches Oberhaupt, die Krone wieder aufzunehmen, welche dir Gott verliehen hatte, und sie fernerhin zu tragen zu deiner Seele Heil und Frommen und zu des heiligen Reiches Ruhm und Wohlfahrt!" ....

Tief erschüttert im Innersten seiner Seele stund der König bei dem Bischofe vor dem Altare. Ach! allzuschwer, unerträglich schien ihm das Opfer, das ihm auferleget war! .... Dennoch mußte er sich fügen voll Ergebung, denn nur Gehorsam gebot ihm, durch den Mund seines Bischofes, die Kirche, deren Befehlen sein frommes Herz sich unbedingt zu unterwerfen von jeher gewöhnt war.

Abermals ergriff also Heinrich, zum Glücke des Reiches und der seiner Leitung und Obhut anbefohlenen Völker, Krone und Szepter.

Weil er aber selbst nicht bei den Brüdern bleiben durfte, im stillen Heiligthume, um dort mit ihnen Gott zu dienen mit Gebet und Gesang; und, damit er fernerhin im Chore seines theuern Münsters ersetzet und vertreten sei, stiftete er an demselben eine reichbegabte Pfründe für einen Priester, der in Zukunft, in ewi-

gen Zeiten, an des Königs Statt, auf dem Chore für ihn singen und Messe lesen sollte.

Und auch die Münsterkirche selbst und die Brüder begabte Heinrich hoch mit Freiheiten, Rechten und Privilegien, und mit kostbaren Kleinodien und Heiligthümern.

Und Jahrhunderte hindurch saß in den Chorstühlen des Münsters, der erste in den Reihen der Stiftsherren des Hohen-Chors, der Prälat, welcher des Königs oder Kaisers Pfründe genoß. Und, zum Andenken an die Stiftung, nannte man denselben des Chores König und seine Pfründe des Chorkönigs Pfründe im Münster.

Diese offenbar sagenhafte Erzählung von der Stiftung der sogenannten Chorkönigspfründe ist eine der bekanntesten unter sämmtlichen hier mitgetheilten Münstersagen.

Die ältern Chronikschreiber, namentlich Königshoven, erzählen bloß, daß die feierliche Andacht und die hohe Würde, womit der Gottesdienst im Münster begangen wurde, dem Könige so ausnehmend wohl gefallen habe, daß er eine reiche Pfründe im Münsterchore gestiftet habe, in der Absicht, daß derjenige Priester, welcher diese Pfründe besitzen würde, an seiner und der nachfolgenden Könige Stelle den Gottesdienst begehen sollte.

Von Heinrichs Entschlusse, die Kaiserkrone oder vielmehr die Königskrone niederzulegen, und von seiner Aufnahme in die Zahl der Brüder Mariens, wissen die ältern Chronikschreiber nichts. Dieser dramatische und sogar theatralische Theil der Sage ist, offenbar, späterer Beisatz und willkührliche Ausschmückung.

Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde die von Heinrich II. gestiftete Pfründe des Chorkönigs Pfründe genannt.

Den ältern Annalisten zu Folge, hätte die Stiftung im Jahre 1012 stattgefunden; und dies scheint auch, in der That, die richtige Angabe zu sein, wie schon *Grandidier* (**Essais historiques sur la Cathédrale de Strasbourg**, S. 21, Note g) bemerket, da diese Stiftung in die Zeit fällt ehe Heinrich der Heilige die Kaiserkrone empfing. Specklin (Fol. 21 a), Schadäus (S. 11), und

andere Neuere nach ihnen, setzen die Stiftung der Chorkönigspfründe erst in das Jahr 1019.

7.

Der Fronhof.

Am Festtage St. Johannis des Täufers, im Jahre 1007, kam ein schreckliches, gräuliches Wetter über Straßburg. Blitz fiel auf Blitz; der ganze Himmel schien ein endloses Feuermeer, und furchtbar dröhnte der Donner hinten drein.

In diesem gräßlichen Unwetter schlug des Himmels Feuer in das Münster und in St. Thomas Kirche. Beide Gotteshäuser gingen auf in Flammen; beide brannten nieder, von Grund aus, mit mehr denn einem Drittheile der ganzen Stadt.

Schwer ging dieses namenlose Unglück Bischof Wernern zu Herzen.

Zuerst errichtete er durch das ganze Land eine allgemeine Steuer und ein Almosen, um zuvorderst die armen, durch die Feuersbrunst zu Grunde gerichteten Bürger und Einwohner in Stand zu setzen ihre Häuser wieder aufzubauen, und um sodann die eingeäscherten Kirchen durch neue zu ersetzen.

Hernach ertheilte Bischof Werner großen Ablaß und Vergebung der Sünden allen denen, welche durch Geld, durch milde Steuern und andere Beihülfe zur Wiederherstellung der gänzlich zerstörten Kathedralkirche beitragen würden.

Im ganzen Lande, und auch außerhalb des Bisthums, hiesch und sammelte man Unserer Lieben Frauen zu ihrem Bau. Ueberall gaben die Gläubigen mit frommem Sinne und willigen Händen. Geistliche und Weltliche steuerten in so reichlichem Maaße, daß ein namhaftes Gut zusammengebracht wurde, daß man anfing von einem überaus großen und kostbaren Bau zu berathschlagen, und daß man die geschicktesten und berühmtesten Werkmeister, aus fernen Landen, herberufen konnte.

Acht volle Jahre brachte man zu mit Einsammeln der nöthigen Hülfsmittel und mit Herbeischaffung der Materialien zum beabsichtigten herrlichen Bau.

Erst im Jahre 1015 begann man das alte Fundament der

ursprünglichen Kirche Chlodwigs hinweg zu räumen und sodann nach einem neuen, tiefen und guten Fundamente zu graben. Einer alten Sage zu Folge, wurde dasselbe mit erlenen Pfählen befestigt, welche mit einem gewaltigen hölzernen Hammer, der vor Zeiten auf dem städtischen Zimmerwerkhofe aufbewahrt gewesen sein soll, in das Wasser geschlagen wurden, und darauf erst fing man an, nach Specklins Bericht, „von klaren, gehawen Quater bawen."

Mächtige Steinblöcke wurden aus Unserer Lieben Frauen Steingrube, im Kronthale bei Wasselnheim, herbeigeführt, um ununterbrochen mit dem Werke weiter aufzufahren. Das ganze Land fronte zu dem Baue. Von nahe und fern, bis von zehn und zwölf Meilen, und noch von weiter her, kamen die Fuhrleute und führten die Steine herbei, Gott zu Ehren und seiner lieben Mutter. Alle Welt wollte selig werden an dem Baue, und, mit dem vom Bischofe verheißenen Ablasse, der Seele Heil verdienen und sichern.

Neben der Baustätte, auf dem geräumigen Platze, auf der Mittagseite, stunden große Hütten aufgeschlagen. Darinnen gab man allen Frönern zu essen und zu trinken.

Und daher soll, so erzählet es die Sage, jener Platz der Fronhof geheißen worden sein, wie derselbe noch heutigen Tages genannt wird.

Obige Sage über den Ursprung des Namens Fronhof, womit, seit undenklichen Zeiten, der Platz zwischen der Südseite des Münsters und dem ehmaligen bischöflichen Palaste bezeichnet wird, theilet schon Specklin in seinen handschriftlichen Collectaneen mit (Band I, Aa. fol. 20[a]) und nach ihm Schadäus (S. 11). „Allen Frönern," sagt Specklin, „gab man zu essen, auff „dem Hoff, do stunden grosse Hütten, welchs noch „der Fronhoff heyst." Und ebenso wiederholet Schadäus: „Allen Frönern gab man zu essen vff dem Hoff, da „stunden grosse Hütten, welcher Ort noch daher der „Fronhoff genennet wird." Seitdem wurde diese Behauptung von allen neuern Schriftstellern wiederholt, und ging, als allgemein angenommene historische Thatsache, von Buch zu Buch über.

Nichts desto weniger aber scheint diese Angabe nicht streng historisch begründet zu sein.

Höchst wahrscheinlich reicht der Name Fronhof weit über den Anfang des eilften Jahrhunderts und die Zeit der Wiederherstellung des Münsters durch Bischof Wernern den Ersten hinauf. Diese Benennung dürfte wohl, weit eher, von dem bischöflichen Palaste, von der Curia dominicalis, in alter Zeit der Gerichts- oder Fronhof, herrühren, und sodann, von dem bischöflichen Palaste oder Gerichtshofe auf den vor dem Gebäude befindlichen Platz übergegangen sein. Ursprünglich mag man vielleicht gesagt haben der Platz bei oder vor dem Fronhofe, und späterhin der Fronhof kurzweg. Meiner Ansicht zu Folge, kann sogar hierüber, historisch, kein bedenklicher Zweifel erhoben werden [1]. (Vergleiche Schertz, glossarium germanicum medii aevi, S. 430.)

Ihrerseits jedoch mag die durch Specklin und Schadäus überlieferte Angabe allerdings theilweise auf geschichtlichem Grunde ruhen; so nämlich, daß zur Zeit des Umbaues des Münsters, durch Bischof Wernern I., die unzähligen an diesem Baue arbeitenden Fröner, unter eigens zu diesem Zwecke aufgeschlagenen Bretterhütten, gespeiset worden sein mögen. In diese Schranken zurückgeführt, hat diese Ueberlieferung, welche, wie gesagt, seit Jahrhunderten allgemein als historische Thatsache angenommen ist, an und für sich, durchaus nichts gegen sich. Die von Specklin und Schadäus hinzugefügte Behauptung, daß von jenem Umstande der Name Fronhof herrühre, wird allein in Abrede gestellt, oder doch wenigstens bezweifelt.

Im Allgemeinen schon spricht der Ausdruck Hof gegen die Annahme dieser Behauptung. In Straßburg kömmt derselbe, bloß ausnahmsweise, bei solchen Plätzen vor, die früherhin Theile von Höfen oder sogenannten hôtels machten und mit Mauern umschlossen waren. So z. B. der verbrannte Hof. Für größere freie Räume, im Innern der Stadt, sind, in Straßburg, Platz (z. B. ehemals der Baarfüßerplatz, jetzt der Parade- oder Kleberplatz) und Plan (z. B. der St. Thomasplan, der St. Stephansplan), die gebräuchlichen Namen.

Es wäre nicht unmöglich, daß der jetzige sogenannte Fron-

---

[1]) In einer Frankfurter Urkunde, vom Jahre 1289, wird der dortige Gerichtshof ebenfalls Fronhof genannt: „Verum cum eorumdem bonorum quedam pertineant iudiciali frequentacione in curiam sitam Frankinvort, que *Vronehof* nuncupatur.“ S. Böhmer, Urkundenbuch der Stadt Frankfurt a. M. Th. I, S. 245.

hof ursprünglich der eigentliche Hof, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, des bischöflichen Schlosses oder Palastes gewesen wäre, wo in alten Zeiten, z. B. die Zimmerleute, als sie sich noch jeden Montags frühe zum Frondienste beim Bischofe einstellen mußten, sich versammelten und der bischöflichen Befehle harreten; und daß späterhin dieser Hof, nachdem er, bei Gelegenheit der Wiederherstellung des Münsters, zum Bauplatze gebraucht und hernach sogar in einen öffentlichen Platz umgewandelt worden war, den alten Namen Fronhof beibehalten habe."

Des in der Sage besprochenen großen Hammers, mit welchem, angeblich, an dem Münsterfundamente die erlenen Pfähle in's Wasser geschlagen wurden, geschieht Meldung in Dr. Heckhelers Werk (S. 56), und zwar auf folgende Weise: „Mann hat „auch gäntzlich eine lange Zeit darfür gehalten, daß „der große Hammer auff dem Zimmerhoff befindtlich „(so aber nicht zu finden ist), zum Eintrieb solcher Pfähl „gebraucht worden." Schon zu Heckhelers Zeiten war also dieser berüchtigte große Hammer bereits nicht mehr vorhanden. Ohne Zweifel, wenn übrigens ein solcher Hammer überhaupt einmal da gewesen, mochte derselbe, in der That, in alten Zeiten, auf dem städtischen Werkhofe, im Allgemeinen, zum Einschlagen oder Eintreiben von Pfählen gedient haben.

8.

St. Bernhard und das lahme Mädchen.

Als der heilige Bernhard, der berühmte Abt von Clairvaux, im Jahre 1145, sich nach Speyer begab und dort mit beredter Zunge und hinreißendem Eifer den Kreuzzug predigte, zur Befreiung des Grabes Christi und des gelobten Landes, kam er auch gen Straßburg.

Es war am vierten Sonntage in der Adventzeit, den 23. Dezember, da ertönte im Münster eine wundersam beseligende Stimme, und dichtgedränget wogte das Volk in den Gängen, die ganze Kirche entlang. Am Hochaltare stund Bernhard, der heilige Abt, und sang die Messe.

Und, nach dem Hochamte, geschah ein namenloses Wunder im Münster, im Angesichte der Geistlichkeit und alles Volkes.

Ein unglückliches Mädchen, gelähmt an allen Gliedern von Jugend auf, ward in die Kirche und, nach Vollendung des Amtes, vor den heiligen Abt, an den Altar, getragen. Segnend legte Bernhard die Hände auf das Haupt der lahmen Jungfrau, und flehte inbrünstig zu Gott und den Heiligen, um Hülfe und Rettung für die Arme.

Und siehe! der böse Geist, der sie, bis dahin, besessen hatte, entfloh augenblicklich von ihr, und vor den erstaunten Augen der zahllosen Menge, welche die Kirche kaum zu fassen vermochte, schritt das Mädchen einher aufrecht und ohne fremde Beihülfe, mit geraden und gesunden Gliedern. Befreiet für immer von seinem Uebel kehrte es nach Hause zurück.

Und lauter und freudiger noch als zuvor erschollen, nach diesem Wunder, der Gläubigen Lobgesänge empor zu den gewölbten Bogenhallen, Gott dankend und preisend für die Erlösung der so lange gelähmt gewesenen Jungfrau.

Die Wundergeschichte, welche dieser Sage zu Grunde liegt, erzählet das Liber de miraculis S. Bernardi, P. I, cap. 2, apud Pinium, in Actis Sanctorum, Tom. 4. Augusti, p. 335.

S. *Grandidier*, im bereits angeführten Werke (S. 30).

9.

Die drei steinernen Reuter am Münster.

Zur Zeit, als man das Münster baute, da waren drei Könige, die waren gar mächtig und unsäglich reich an Gold und an Silber und an Schätzen; und weit hinein in die Lande war keiner zu finden, der ihnen gleich gekommen wäre an Macht und an Reichthum.

Weit reicher aber noch als an Schätzen waren die drei Könige an Glauben und an Frömmigkeit und an guten Werken. Ihr Herz hing keineswegs an dem eiteln, vergänglichen Glanze der Welt. Freudig gaben sie stets ihr Gold, den Armen und

Hülflosen, in christlicher Liebe und Demuth, und in vollem Vertrauen auf die Schätze, welche sie sich sammelten im Himmel.

Und als man das Münster zu bauen anfing, da brauchten die drei Könige wacker ihr Gut. Mit vollen Händen spendeten sie ihr Gold der Himmelskönigin zu ihrer Kirche.

Täglich wuchs ihr Eifer und ihre Liebe zu dem kostbaren Baue. Täglich gaben sie williger noch und mit freudigerem Muthe, in der beseligenden Aussicht auf den ewigen Gewinn und auf die tausendfache Vergeltung im Himmel.

Täglich schmolzen aber auch ihre Schätze, und des freueten sich die drei Könige unendlich. Je mehr ihr Gold und Silber schwand, desto höher stieg ja Mariens Kirche empor, und desto größer wurde somit auch der ewige, unvergängliche Schatz, der ihrer wartete im Paradiese.

Und so gaben die drei Könige fort und fort, ohne Zögern und Zaudern. Bis zum letzten Pfenninge spendeten sie freudig ihre Schätze, und dann erst, als sie sich blutarm verbauet hatten am Münster, gaben sie sich endlich zufrieden in ihrem einfältig-frommen, demuthsvollen Christensinne.

Und ihr Opfer, sie brachten es nicht vergebens. Tausendfältig, wie sie es gehoffet hatten, vergalt und lohnete es ihnen der Herr in der Ewigkeit.

Und hienieden schon, während sie noch wandelten auf Erden, ernteten die drei Könige den verdienten Lohn für ihre guten Werke und für ihre Aufopferung. Zum Danke und zur Erinnerung stellte man ihre Bilder, auf Triumphpferden reitend, vorn über den Portalen des Münsters auf, in den Nischen der Strebepfeiler, welche sie so gewaltig und fest begründet hatten.

Dieser ächt volksthümlichen Sage geschieht Meldung in Friese's Vaterländischer Geschichte, B. I, S. 220. „Von „jenen drey Statuen zu Pferd unten am Münsterthur„me," heißt es dort, „sagt man insgemein: es seyen drey „Könige gewesen, die über dem Bau des Münsters „arm geworden wären: allein diese Erzählung hat kei„nen Grund."

Es beziehet sich diese Sage auf die drei Reuterstatuen, der Könige Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg, welche,

nach Specklins Angabe, im Jahre 1291, an der Vorderseite des Münsters, auf der Höhe des ersten Stockwerkes, in den großen Nischen oder Blinden aufgestellt worden sein sollen.

Sämmtliche drei ursprüngliche Königsbilder gingen in der Schreckenszeit zu Grunde. Noch bezeuget aber der auf der städtischen Bibliothek aufbewahrte Kopf des Einen, des Künstlers Talent, der sie geformet hatte.

Den jetzigen drei neuen Bildern wurde, im Jahre 1824, als viertes, dasjenige Ludwigs XIV. beigesellt.

10.

Das Reuterlein an der Säule.

Endlich, nach langwieriger, anstrengender Arbeit, stund das Schiff des Münsters vollendet da.

Allsobald beschloß Bischof Konrad von Lichtemberg den Bau der Vorderseite zu beginnen. Meister Erwin von Steinbach, der weltberühmte Werkmeister, stellte die Visirung zu diesem prachtvollen Wunderbaue.

Dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, ertheilte Bischof Konrad großen Ablaß allen Gläubigen, welche ihm durch Geldhülfe oder mit thätigem Antheile beistehen würden an dem Baue, der wie Konrad selbst in einem seiner Ablaßbriefe sagt, der Frühlingsblume gleich, immer höher und blühender empor stieg, und immer mehr das Auge des Beschauers entzückte [1]).

Und abermals, wie zu Bischof Werners Zeiten, eilte wieder alles herbei, von nah und fern, voller Eifer und Andacht. Bis aus Oesterreich, und aus andern fernen Ländern, kamen die Fuhrleute nach Straßburg, die da, um Gottes willen und Unserer Lieben Frauen zu Ehren, die Steine aus des Werkes Grube holten und dem Bauplatze zuführten.

Im ganzen Lande gab man den Amtleuten und den Geist-

---

[1]) „Quia opus ecclesie argentinensis, sicut flores maii, variis ornatibus consurgens in altum, occulos aspicientium magis et magis allicit et eisdem dulcibus oblectaminibus alludit," sagt Bischof Konrad in seinem Ablaßbriefe über die große Glocke, vom Jahre 1275.

lichen Büchsen, um die Steuern einzusammeln. An jedem der Festtage Mariä forderten die Pfarrherren, von der Kanzel herab, ihre Beichtkinder auf zur Steuer, und mahneten sie mit folgenden Worten, je nach ihren Kräften, Unserer Lieben Frauen beizustehen an ihrem Baue, indem sie versicherten, daß die Mutter Gottes es ihnen tausendfältig vergelten würde im Himmel, und daß sie selbst geraubtes und unrechtmäßiges Gut nicht verschmähen würde: „Lieben Fründt," so redeten sie zum Volke, „steuren vnser Frawen zu irem Baw gan Strosburg, wehr ir Genad haben wil, es sey gestollen, geraubt vnd vnfertig Gutt, das lege er darin, der hatt hiemit Vergebung der Sinden, es ist vnsser Frawen ein guttes Gutt [1])!" — Und dicht rasselte das Geld in die Büchsen, denn ein Jeder wollte sich der Seele Heil sichern, indem er beitrug zu dem Baue, je nach seinen Mitteln. Und wann die Büchsen voll waren, da brachten sie die Geistlichen auf Unser Lieben Frauen Werk nach Straßburg, wo der Schaffner die Sammler erquickte mit Speise und Trank. Sodann kehrten sie nach Hause zurück, mit den leeren Büchsen, um diese hernach abermals zu bringen, wann sie neuerdings gefüllet seyn würden.

Eben so gedieh der Ablaß allen denjenigen, welche um Pfingsten oder zu den vier Frauenfesten Steine, Holz, Wein oder Korn herbeiführten zum Dombaue. Allen diesen, den Leuten, den Wägen und Pferden, ertheilte der Rath zu Straßburg Friede und Sicherheit, zwei Tage vor und zwei Tage nach den Festen, zur Herreise und zur Heimkehr, die Mörder allein ausgenommen und diejenigen welche sich in der Stadt offener Acht befanden.

Und da war es dann auch jedesmal ein Drängen und Rennen und ein Jagen und Rasseln mit Leuten, Rossen und Kärchen, daß die Straße, von dem Kronenburgerthore an bis zur Steingrube Unserer Lieben Frauen im Kronthale, dicht angefüllet war. Auch dieses Mal wieder, wie zu Bischof Werners Zeiten, wollte Alles selig werden an dem Baue. Ein Jeder wollte es dem andern zuvor thun, ein Jeder wollte der Erste sein in der Steingrube, und sodann auch der Erste zurückkommen zum Münster mit seiner Ladung.

Der Erste aber, der aus dem Kronthale auf der Baustätte anlangte, das war ein wackrer Müller. Hoch zu Roß ritt er auf

---

[1]) Specklin, a. a. O. f. 113 b.

dem Fronhofe an, mit stolzer, triumphirender Miene, und ließ den gewaltigen Felsblock, den er herbei geschleppt hatte, abladen bei der Steinhütte.

Lauter Jubel begrüßte den eilfertigen Müller.

Und allsobald machte sich einer der Steinmetzen an's Werk, und aus diesem ersten Quaderstücke schnitt er, zum Angedenken, mit kunstgeübter Hand, des Müllers stattliche Gestalt, wie derselbe so eben, auf seinem wiehernden Gaule, beim Münster angeritten war.

Und heutzutage noch soll oben an einem der großen Pfeiler, welche die Vorderseite des Münsters und oben drüber den Riesenthurm tragen, der wackere Müller prangen, mit seinem krausen Haare, im rothen Rocke, auf seinem Schimmel sitzend, den er mit zierlicher Hand am Zügel hält und regieret.

Und Jahrhunderte hindurch wies man den Fremden, unter andern sogenannten Wortzeichen im Innern des Münsters, das Reuterlein droben an der Säule, und pries denselben gebührend den frommen Eifer des braven Müllers, der einst den ersten Stein herbeiführte zu Erwins glorwürdigem Vorderbau.

Des Reuterleins auf der Säule geschieht Meldung bei Künast (Argentoratum sacro-profanum S. 12 und 26), bei Dr. Heckheler (in seinem bereits angeführten handschriftlichen Werke über das Münster, S. 100) und bei *Grandidier* (ebenfalls in seinem bereits genannten Werke über das Münster, S. 262, Note p).

Sämmtliche drei Schriftsteller bezeichnen das Kapitäl des großen steinernen Pfeilers, ehemals dem Häuschen des Münsterknechtes gegenüber, als den Ort, wo sich dies steinerne Reuterlein befinden soll. Nirgends jedoch habe ich es, bis dahin, weder dort, noch in der nächsten Umgebung jenes Pfeilers, trotz wiederholt angestellter Nachsuchungen, auffinden können.

Die genaue Beschreibung des Figürchens im Texte ist dem Werke Dr. Heckhelers entlehnt. Nachdem Heckheler die Säule bezeichnet hat, als eine der „vier Seulen, welche die angefangenen Thürn tragen," fügt er hinzu: „Bey welcher Ersterer freyer Seulen, daran oben ein Reuter mit seinem kraußen Haar und roth angezogenem Rock, auff einem weißen Pferdt sitzendt, und den

Zaum in den Händen haltendt gesehen, undt denen frembden Leü- then zu einem Wortzeichen gewießen wirdt..."

Künast sagt blos: „Das Reuterlein auff einer Säulen in der Höhe soll auß dem ersten, aus der Steingruben im Cronthal hieher zum Münsterbau gebrachten Stein, gehauen worden seyn."

Grandidier seinerseits spricht, ebenfalls blos im Vorbeigehen: »du petit homme à cheval, taillé dans la pierre, au chapiteau du grand pilier, vis-à-vis la loge du garde, qu'on prétend représenter le meunier qui a amené la première pierre de cet édifice.«

11.

Das Horn an der Säule.

Zu Erwins Zeit, als man am Münster baute, und die Fuhrleute herbei eilten von nah und fern, bis tief aus Oesterreich und aus andern weit entlegenen Ländern, um die Steine herbeizuführen zum Baue, aus Unserer Lieben Frauen Grube im Kronthale, da kam auch Einer daher gezogen aus Ungarn, mit einem großmächtigen Büffel oder Auerochsen, so groß wie man zuvor nie einen gesehen hatte in den Ländern am Rheine.

Was aber mehr noch als die kolossale Gestalt des Büffels selbst allgemeines Erstaunen erregte, das waren die gewaltigen Hörner, welche des Riesenthieres Stirne trug. Stark gekrümmet in der ganzen Länge und scharf zugespitzet am Ende, stund jedes der Hörner beinahe sieben Schuhe weit hinaus von dem Kopfe des Ochsen.

Die Kraft und die Gewalt des Thieres waren ganz in Verhältniß zu seinem gigantisch-gegliederten Körperbaue. Allein für sich zog der ungarische Büffel eine weit schwerere Ladung und Last als sonst ein Gespänne Pferde oder Ochsen zusammen. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit schleppte er die schwersten Steinblöcke davon, und endlos war die Zahl der Quaderstücke, die er, aus dem Kronthale bis auf den Fronhof, herbeiführte zum Dombau. Auch kannte Jedermann zu Straßburg den gewaltigen ungarischen Ochsen, und um die Wette pries man die unvergleichliche Muskelkraft des fremdartigen Riesenthieres.

Und als, nach vieljährigem Ziehen und Schaffen, der Büffel starb, da hing man das eine seiner gigantischen Hörner auf im Münster, zum Andenken und zur Bewunderung der kommenden Geschlechter.

Und lange Jahrhunderte hindurch hing an einer Kette das klafterige, krumme, hohle und spitze Horn des ungarischen Auerochsen, an der Säule, welche die Gewölbdecke des nördlichen Kreuzarmes trägt, ehemals der alten steinernen Pfarrkanzel gegenüber und dem reichgeschmückten Taufsteine.

Das Horn, auf welches sich diese Sage bezieht, gab in ältern Zeiten zu den verschiedenartigsten Vermuthungen Anlaß.

Dem, wie es scheinet am meisten verbreiteten Volksglauben zu Folge wollte man eine Greifenklaue in demselben erkennen.

Gesner in seiner historia animalium quadrupedum (S. 126) erklärte schon dieses berühmte Horn für dasjenige eines Auerochsen, welcher Meinung Schadäus ebenfalls beistimmet, in seinem Münsterbüchlein (S. 68): „biß jemand," sagt er, „etwas gewissers davon berichtet." S. auch Schilter, in seinen Anmerkungen zu Königshoven (S. 568).

Dieses Horn war gebogen, hohl und spitz. Seine Länge betrug 6 Schuhe und 8 Zoll. Der dickere Theil maß 4½ Zoll im Durchmesser. Von da hinweg, bis zum andern Ende, spitzte sich dasselbe allmählig zu in Form eines Halbzirkels. Sammt der Kette wog das Horn dreißig alte Straßburger Pfunde.

Die so eben mitgetheilte Sage erwähnt *Grandidier*, doch nur mit kurzen Worten (S. 262). »Les uns,« sagt er, »en font une serre de griffon: ce qui est fabuleux. Les autres disent que c'est la corne d'un bufle de Hongri, qui amena des pierres pour l'édifice de la Cathédrale. Ce dernier fait n'est pas plus constaté.« Auch Grandidier, welcher noch das Horn gesehen, erklärte dasselbe für dasjenige eines Auerochsen.

Es ist dieses Horn nicht mit einem andern Horne zu verwechseln, welches sich, ebenfalls bis auf die Revolutionszeit, in dem Domschatze des Münsters befand, und auf welches sich eine andere Sage beziehet, die auch hier mitgetheilet werden soll.

12.

Die beiden Arbeiter.

Es war im Jahre 1276, am Feste der Lichtmeß, als man zu Straßburg sich anschickte, den Bau der prachtvollen, majestätischen Vorderseite des Münsters, nach der durch Meister Erwin von Steinbach gestellten Visirung, zu beginnen.

Konrad von Lichtemberg, reich geschmücket im bischöflichen Ornate, hielt selbst an jenem Tage die Messe von Unserer Lieben Frauen, auf dem Fronaltare im Münster, und flehete zu Gott und seiner lieben Mutter, Patronin der Kathedralkirche und der Stadt, daß sie gnädig und huldreich herabsehen möchten auf den Bau, der nun, zu ihrer Ehre, aufgeführet werden sollte.

Nach vollendeter Messe ging der Bischof, gefolgt von den Domherren und den andern Geistlichen, von dem Stadtrathe, dem Adel, der Bürgerschaft und den übrigen Einwohnern, Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, in feierlicher Prozession zur Kirche hinaus auf den Platz, wo die Façade mit ihren beiden Seitenthürmen sich reich geschmücket erheben sollte gen Himmel.

Dreimal umwallte der Bischof und der ihm nachfolgende Zug die umsteckte Baustätte. Sodann weihete er den Platz feierlich ein, nach den Vorschriften der Kirche. Hernach ergriff Konrad eine Schaufel, stach zu dreien Malen in die Erde und warf dieselbe auf. Eben so thaten nach ihm die Domherren und die übrigen Geistlichen, Einer um den Andern.

Voller Ungeduld harrten die Gräber bis der Letzte vollendet haben würde, um sodann die Arbeit zu beginnen, auf der nun Gott geweiheten Stätte, und nach dem Fundamente zu graben.

Kaum hatte der letzte Geistliche den dritten Stich gethan, da eilten die Arbeiter herzu voller Ehrfurcht und Eifer.

Allen voran, zwei unter ihnen, die sich hastig vordrängten, um, aus sonderbarlicher Andacht, an der Stelle zu graben, welche Konrad betreten und wo der hochverehrte Bischof selbst die Erde aufgestochen hatte. Ein Jeder von ihnen wollte der Ehre genießen, die Arbeit zu beginnen an dieser Stelle. Keiner wollte dem Andern weichen, und allsobald sah man die Zwei sich schlagen in grimmer Wuth.

Zornentflammt schwangen sie die Schaufeln, und bald lag der

Eine, roth im Blute, niedergeschmettert zu Boden durch einen furchtbaren Schlag seines Gegners, im Beiseyn und im Angesichte des Bischofes, der Geistlichkeit und des ganzen Volkes.

Ein Schrei des Entsetzens erschallte ringsum ob dieser unerhörten Frevelthat!

Heftig erschrack auch der Bischof... Allsobald kündete er die Arbeit auf, für neun Tage, auf der durch den Todtschlag entheiligten Stätte. Erst nachdem er dieselbe aufs Neue geweihet und hiedurch die ob jener Gräuelthat erzürnte Mutter Gottes versöhnet hatte, begannen die Arbeiter, zum wiederholten Male, zu graben. Und diesmal gruben sie mit solchem Eifer und solcher Andacht, daß schon im folgenden Jahre das Fundament vollendet war, und daß, an St. Urbans Tage 1277, Bischof Konrad schon feierlich den ersten Stein an Erwins glorreichem Werke [1]) legen konnte, welches sodann, von Jahr zu Jahr, immer höher und blühender emporstieg, gleich der Blume des Frühlings, aus dem tiefen Schachte, den die Arbeiter gegraben hatten.

Der in dieser Sage behandelte Gegenstand erinnert unwillkührlich an den ähnlichen Streit, welcher bei dem Tempelbau zu Jerusalem Statt gefunden haben soll.

Specklin ist der älteste Schriftsteller, der diese mehr oder weniger sagenhafte Erzählung mittheilet (im ersten Bande seiner handschriftlichen Collectaneen, S. 113 b). Nach ihm hat Schadäus dieselbe in seinem Münsterbüchlein aufgenommen (S. 13); und seitdem ist sie, als historisch angenommenes Faktum, von Buch zu Buch übergegangen.

A. Stöber, in seinem ersten Elsässischen Sagenbuche (S. 593), berichtet, daß, nach der Volkssage, die zwei Arbeiter, deren Einer den Andern erschlug, sogar Brüder gewesen sein sollen. Eben so heißt es in der, in jenem Werke mitgetheilten, poetischen Behandlung dieser Sage von Achim von Arnim (S. 500). Jedoch was, in Letzterer, von den beiden feindlichen Quellen, gesagt wird, welche den Grundbau des Münsters störten, und deren Widerstand der

---

[1]) So, gloriosum opus, nannte ehemals eine gleichzeitige Inschrift Erwins majestätische Vorderseite.

Brudermord und des Mörders freiwilliger Tod, als Sühnopfer, überwanden und beseitigten, dies Alles ist, offenbar, rein dichterische Erfindung und Ausschmückung. Ich selbst, wenigstens, habe, bis dahin, noch nirgends die geringste Spur oder Andeutung dieses nicht unerheblichen Beisatzes aufgefunden.

13.

Sabina.

An St. Urbans Tag 1277 hatte Meister Erwin von Steinbach des Münsters Vorderseite, sein glorreichstes Werk, begonnen.

Rasch und gedeihlich stieg der Bau empor, unter des großen Meisters Leitung. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei zur Hülfe, um den von Bischof Konrad verheißenen Ablaß zu erringen und hiemit die Vergebung der Sünden. Alle Welt, wie unsere Chronikschreiber berichten, wollte selig werden an dem Baue.

Bei den Seinen selbst fand Erwin willkommene, kräftige Unterstützung.

Meister Johannes, des großen Künstlers würdiger Sohn, unterstützte ihn nicht allein am Dombaue. Auch Sabina, die lieblichste der Töchter, stund dem Vater hülfreich zur Seite. Auch sie, die reine, kunstsinnige Jungfrau, hatte, gemeinsam mit ihrem Bruder Johannes, des Vaters hohen Genius ererbet und seine Kunst erlernet. In beider Brust glühte die heilige Flamme, und überglücklich sah sich der große Meister verjüngt in seinen Kindern wieder.

Ohne Unterlaß war Sabina beschäftigt, nach besten Kräften, zur Ausschmückung des Thurmbaues und des Münsters beizutragen. Manches treffliche Meisterwerk entstand unter ihrer kunstfertigen Hand. Manches liebliche Gebild erschuf sie, die reine Jungfrau, mit dem Beistande Gottes, aus dem rohen, kalten Steine. Aus dem Himmel schöpfte ihr Genius, und die göttliche Gnade, welche die Künstlerin unablässig anrief während sie arbeitete, wachte getreulich über ihr und gab ihren Bildwerken die höchste Weihe [1]).

---

[1]) Dieser schöne Gedanke war in der bekannten Inschrift ausgedrückt, welche

Und so geschah es, als man zu gleicher Zeit mit Erwins majestätischer Vorderseite, die beiden Portale auf den Gräten [1]), dem bischöflichen Palaste gegenüber, aufführte, daß hier, ganz ins Besondere, Sabina ihrem Vater auf das Eifrigste beistund mit all ihrer Kunst.

Beide Portale schmückte die kunstsinnige Jungfrau mit den prachtvollsten Standbildern.

Triumphirend stellte Sabina die christliche Kirche dar, ein königliches Frauenbild, mit Krone, Kreuz und Kelch; Ihr gegenüber das Jüdische Gesetz, mit verbundenen Augen und zerbrochenem Labarum, die Krone zu den Füßen und die Gesetztafeln Mosis in der ohnmächtigen Linken, welche dieselben nicht mehr zu halten vermag, das Gesicht abgewendet vor Traurigkeit, gleich als ertrüge die Geblendete nicht den Blick des ihr siegreich gegenüberstehenden Christenthums. Nahe bei diesen zwei Bildern, auf beiden Seiten in der Vertiefung der Portale, stunden die Apostel, die Gläubigen einleitend in die Kirche, als Zeugen des siegreichen Christenthumes, das sie verkündiget hatten und begründet. Zwischen beide Portale, setzte Sabina Salomo richtend auf dem Throne; über ihm strahlte himmlisch-verklärt des Heilandes Antlitz; und, zu beiden Seiten, in den Giebelfeldern der Portale, stellte die fromme Bildhauerin, in vier trefflichen Bildern, den Tod, das Begräbniß, die Himmelfahrt und die Krönung Mariä dar.

So von Sabinas Hand auf das Herrlichste ausgeschmücket, prangten seitdem beide Portale, Jahrhunderte hindurch in unvergleichlicher Pracht, weithin gepriesen und bewundert, mit vollem Rechte, als ein wahres Meisterstück der Kunst.

Und seitdem auch erhielt sich der Tochter Ruhm vereinet mit des hohen Vaters Glorie. Heutzutage noch gedenket Niemand des großen Meisters, ohne zugleich auch seiner lieblichen, kunstfertigen Tochter zu gedenken, welche seine Werke so wunderherrlich ausgeschmücket. Mit des unsterblichen Meisters glorreichem Namen wird nun fernerhin Sabinas Name forttönen, unzertrennlich,

---

eine der prachtvollen, leider! in der Schreckenszeit zerstörten Apostelstatuen Sabinas in den Händen hielt:

GRATIA DIVINÆ PIETATIS ADESTO SAVINÆ DE PETRA DVRA PER QVAM SVM FACTA FIGVRA.

[1]) Von dem lateinischen gradus.

von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis zu der fernesten Nachwelt.

Obige Sage über die Bildhauerin Sabina, als angebliche Tochter Erwins von Steinbach, und ihren ebenfalls angeblichen Bruder Johannes, ist durchaus nichts anderes als verstümmelte Geschichte. Seit Specklins Zeiten ist auch diese historisch unbegründete, und sogar grundfalsche Behauptung, hinsichtlich der Abstammung der Sabina, durchgängig als geschichtlich anerkannte Wahrheit, von Buch zu Buch fort gegangen. Noch jetzt ist dieselbe, allgemein, als solche anerkannt und verbreitet.

Und doch ist die Bildhauerin Sabina eine, genau um ein Jahrhundert ältere Künstlerin als ihr angeblicher Vater, Erwin von Steinbach.

Siehe über diese berühmte Bildhauerin, meine ausführliche Arbeit, in welcher Sabinas wahrhafter Wirkungskreis am Münsterbaue dargewiesen wird, in der Revue d'Alsace, Kolmar 1850 (I. Band, S. 255). Vergleiche ebenfalls, Sabinas angeblichen Bruder Johannes betreffend, meinen Aufsatz »L'épitaphe d'Erwin de Steinbach. (Ebendort, 1852, S. 72.)

Nicht in das Gebiet der Geschichte, sondern in dasjenige der Sage, gehöret nunmehr die in Verbindung mit Erwin gesetzte Erzählung von der Bildhauerin Sabina, wie dieselbe seit Specklin allgemein verbreitet ist.

Ganz irrigerweise wird, übrigens, Erwin selbst der Bau des südlichen Kreuzarmes des Münsters zugeschrieben. Dieser herrliche Bau ist gleichzeitig mit den trefflichen Bildwerken Sabinas aufgeführet worden.

14.

Das heilige Grab.

Auf der Mittagseite des Münsters hatte Bischof Berthold II., ein geborener Graf von Bucheck und des Landgrafen Sohn

von Burgenden [1]), eine schöne, geräumige Kapelle erbauet und, im Jahre 1349, in der Ehre der H. Katharina geweihet.

Dahin verordnete er sein Begräbniß.

Dem rührenden, großartigen Gebrauche des Mittelalters gemäß, ließ der Bischof, bei seinen Lebzeiten, sich selbst sein Grab, in der von ihm gegründeten und eingeweiheten Kapelle, aufrichten.

Wacker arbeiteten die Steinmetzen an dem Gruftsteine.

Da kam, eines Tages, der Bischof denselben zu beschauen.

„Gott grüß' Euch!" — sagte er hereintretend zu dem Meister — „wie stehet es mit meinem Grabe?"

„„Dank' Euch Gott! Gnädiger Herr!"" — erwiederte der Werkmeister — „„Euer Grab wird schön! Den Heiland selbsten könnte man hinein legen!""

Berthold aber, als er solches hörte, und den prachtvoll gearbeiteten Gruftstein erblickte und sah, daß derselbe weit schöner war als das heilige Grab, sagte hinwieder:

„Das soll nicht sein, daß mein Grab Gottes Grab übertreffe!"

Und alsobald übergab er sein Grab unserm Herren Gotte, daß man forthin den Heiland am Charfreitage darein lege.

Und jetzt erst befahl er dem Meister, daß er es recht schön machen solle, noch weit schöner und reicher als es zuerst werden sollte.

Sich selbsten aber ließ der demüthige Bischof ein anderes, einfacheres Grab bereiten.

Closener und Königshoven erzählen diese schmucke Sage über den Ursprung des ehemaligen heiligen Grabes im Münster, in ihren deutschen Chroniken (fol. 74 und 165 a). Ihnen habe ich dieselbe, beinahe buchstäblich getreu, nacherzählet.

Bis zu den Zeiten Bischof Bertholds von Bucheckе hatte das ältere heilige Grab im Münster, außerhalb des Chores, bei der Treppe gestanden, welche in die Crypta hinunterführte, an der Stelle wo hernach der H. Kaiserin Richardis Altar errichtet wurde:

---

[1]) Die Landgrafschaft Burgenden begriff das östliche Ufer der Aar bis an die Emma. G. Schwab, die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, Th. I, S. 388.

„wan vormols," sagt Königshoven, „was das heilge grap in dem kemmerlin gegen dem vrley, do nu sant Richart alter stat." (fol. 165 a. S. auch Grandidier, S. 50.)

Das von Berthold gestiftete heilige Grab diente als solches, in der von diesem Bischofe gegründeten Kapelle, bis zur Reformationszeit.

Im Jahre 1681, als Bischof Franz Egon von Fürstenberg, nach der Uebergabe der Stadt Straßburg an Frankreich, das Chor vergrößern und angeblich verschönern, in der That aber unverzeihlich verstümmeln ließ, scheint das von Bischof Berthold herrührende heilige Grab in Stücke zerschlagen und mit anderm Schutte vermauert worden zu sein; wenn dies nicht erst bei der zweiten, nach dem Brande von 1759 vorgenommenen, nicht minder bedauerungswürdigen Verschönerung des Münsterchores, stattgefunden hat.

Mehrere Bruchstücke des heiligen Grabes wurden vor einigen Jahren, in dem Chore aufgefunden, als man dessen Wiederherstellung begann. Sie enthalten, leider! ziemlich verstümmelt, die bei dem Grabe schlafenden Krieger, und sind jetzt unten in der Halle des Frauenwerkes aufgestellt.

Diese Bruchstücke bezeugen genugsam die Kunst des Bildhauers, welcher das heilige Grab fertigte, und tragen nur dazu bei uns um so mehr den Verlust dieses trefflichen Kunstwerkes bedauern zu machen.

15.

Das Grüselhorn und der Judenblos.

Im Sommer des Jahres 1349 kam in das Elsaß das größeste, schauderhafteste Sterben, das bis dahin die Rheinlande heimgesuchet hatte.

Aus Asien und Afrika herüber kam die Pest nach Europa und würgte, in der Christenheit, gleichwie in der Heidenschaft, die Menschen zu Tausenden, denn, nach dem Berichte der gleichzeitigen Chronikschreiber, herrschte dieses Sterben von einem Ende der Welt bis zu dem andern, jenseits wie diesseits der Meere.

Den schwarzen Tod nannten die von Schrecken und Entsetzen ergriffenen Völker diese grausame Pest.

Gräulich wüthete dieselbe, zu Straßburg wie allenthalben: bei sechzehntausend Menschen gingen zu Grabe, und namenlos war der Jammer und das Elend!

Die Juden allein blieben verschonet von dem Tode, zu Straßburg wie auch an andern Orten; und hier, wie anderswo, den ganzen Rhein entlang, erscholl die unheilvolle Kunde, daß sie Gift in die Bronnen geworfen und also das Wasser verdorben und das grausame Sterben hervorgerufen hätten.

Und weithin, in vielen Städten, vom Meere hinweg bis in die deutschen Lande, wurden die Juden verbrannt von den ergrimmten Völkern...

Den ganzen Rhein entlang loderte Flamme an Flamme, droben von Basel bis hinunter in die Niederlande.

Zu Straßburg entdeckte man noch einen fernern, nicht minder unheilvollen Plan der Juden, der mit der Vergiftung der Bronnen in Verbindung stund.

Die Juden nämlich wollten das Entsetzen des Volkes benützen, um dem Feinde die Stadt zu übergeben, durch Verrath. Das Ertönen eines Hornes sollte das Zeichen sein, für den Feind, zum Einbruche. Also war der Anschlag von ihnen gemacht worden.

Ihr Plan aber wurde ruchbar, und wuthentbrannt stürzte sich auf sie das von dem schwarzen Tode erbarmungslos gemarterte und überreizte Volk. Samstags, am Festtage des H. Valentin 1349, wurden die Juden verbrannt, wohl ihrer zweitausend, auf ihrem Leichhofe, auf einem hölzernen Gerüste.

Und zur Erinnerung an ihren Verrath, und weil sie mit einem Horne dem Feinde das Zeichen hatten geben wollen, zum Eindringen in die Stadt, verordnete der Rath, daß fernerhin, auf ewige Zeiten, droben von dem Münster herab, zweimal in jeder Nacht, das Grüselhorn geblasen werden sollte, den Juden zur Schmach und zur Schande.

Auch diese Sage ist wieder eine ächt volksthümliche, in welcher die wahre, verunstaltete Geschichte nur leise noch durchschimmert.

In Schilters Anhang zu Königshovens Chronik (S. 1113), und in einer, nach seinem Texte abgedruckten und ehemals oben auf dem Münster, in der Wächterstube, angehefteten Anzeige, von welcher noch mehrere Exemplare in dem Archive des Frauenwerkes aufbewahret sind, wird der Ursprung der Gewohnheit das Grüselhorn auf dem Münster zu blasen, folgendermaßen erzählet:

„Warumb das Grüselhorn geblasen wird auff dem Münster."

„Anno 1349. hatten die Juden allhie zu Straßburg einen Anschlag, daß sie wolten die Stadt verrathen, liessen deßwegen ein Horn machen, dem Feind dadurch ein Loßung zu geben, wann sie den Angriff thun solten; sie hatten auch in gemeltem Jahr die Brunnen vergifft, davon viel Menschen gestorben, es wurd aber solches offenbar, und wurden theils von den Juden verbrannt, die übrigen aber des Landes verwiesen, darauff ließ man ein Horn machen, und befahl der Rath dieser Stadt, man solte solches alle Nacht auff dem Münster zweymal blasen, den Juden zu einer Schmach und Schande."

Jedenfalls aber kann sich diese Sage keineswegs auf das Jahr 1349 beziehen. Es dürfte sich dieselbe wohl eher, wie dies bereits *Grandidier* (S. 53) bemerket hat, an das Jahr 1388 anknüpfen, in welchem die Juden, zum wiederholten Male, aus Straßburg verbannt wurden; höchst wahrscheinlich, weil sie mit den Herren in Verständniß und Verbindung stunden, welche damals Krieg führten mit Straßburg und welchen sie die Stadt durch Verrath hingeben wollten.

Zweimal des Abends, um acht oder halb neun Uhr und um Mitternacht, bliesen, vor Zeiten, die Wächter auf dem Münster, den Juden zur Schmach und zur Schande, den sogenannten Judenblas oder Judenblos, wie man in Straßburger Mundart sagte, auf einem ehernen, zwei Schuhe 9½ Zoll langen, mit den Wappen der Stadt und des Frauenwerkes geschmückten Horne, welches man den Grüsel oder das Grüselhorn hieß. (*Grandidier*, S. 219.) Eine Zeichnung desselben befindet sich in Silbermanns handschriftlichem Nachlasse.

Dr. Geiler von Kaysersberg, dessen Predigten eine so reiche Schatzgrube für unsere alte Sittengeschichte sind, spricht auch in einer derselben von dem Grüsel. Als Christus vor des Jayrus

Haus kam, sagt Geiler, „do sah er do die Todten-Pfiffer hürnen, wie man hie den Grüsel hürnt, vnd den Juden bloſt.“ (Ausg. v. 1522, p. 3, f. 107. — S. Schilter, S. 1114.)

Ebenso wurde, ehemals, zu Freiburg im Breisgau, ein Horn geblasen, das man dort ebenfalls Greusel nannte, zur Erinnerung an die glückliche Errettung der Stadt, den 24. März 1366, als Graf Egon von Freiburg dieselbe zu überrumpeln suchte. (Grandidier, S. 53, und W. Schreiber, Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau, S. 23.)

16.

Des Roraffen und des Hahnen Streit.

Es war einst eine lustige Zeit, als der Roraffe, unten an der Orgel, alleine herrschte im Münster.

Welch' ein Jubeln und Frohlocken war es da nicht, im Gotteshause drin, wenn am Pfingstfeste, die Landleute, von nah und fern, hereinzogen in's Münster, mit ihren Reliquien und Heilthümern, mit Kreutzen, Fahnen und Kerzen; und dann, droben an der Orgel, irgend ein pfiffiger Geselle, ob Pfaff oder Leye, je nachdem es sich eben traf und schickte, sich hinter den Roraffen steckte, und während des Gottesdienstes, während Messe, Amt, Vesper und Komplet, sich nicht scheute laut auf zu lachen, zu brüllen und zu schreien, und sogar allerlei schandbare Lieder herabzusingen, gegen den Gläubigen unten im Schiffe, und ihrer und, ins Besondere, der Landleute Einfalt zu spotten und zu schmähen ohne Ende, ja selbst der Stiftsherren und Pfaffen nicht schonte, die da andachtsvoll sangen im Chore.

Wohl stund dann manch Bäuerlein da verblüfft und verdutzt, und kratzte verlegen hinter dem Ohre, und wagte es kaum empor zu schauen zu der Orgel; wohl entsetzten sich auch sonst viele Gläubige über die schandbaren Lieder und das rohe Gebrülle des Roraffen, und noch mehr über die unerhörten, sündhaften Lästerungen und Schmähungen, welche der lose und freche Geselle sogar gegen die Kirche und die Pfaffheit [1]) auszustoßen sich nicht

[1]) Wie bekannt, war, im Mittelalter, der Ausdruck Pfaff der Ehrenname der Geistlichen, und Pfaffheit derjenige der Geistlichkeit.

fürchtete; wohl machte Mancher, betroffen und erschrocken, des Kreuzes Zeichen und ging kopfschüttelnd von dannen, aus dem schmählich verhöhnten und entheiligten Gotteshause.

Doch Viele waren auch drunten im Schiffe, die da Gefallen fanden, an des Roraffen Brüllen, Gesängen und Lästerungen, und die hell auflachten, aus vollem Halse, über die sündhaftesten Spottfluthen, welche der pfiffige Geselle an der Orgel droben, ohne Unterlaß, herniederschüttete, über die Pfaffen im Chore drunten und über die dummen, arglosen Bäuerlein im Schiffe, die da ihren Gesängen horchten in ihres Herzens Einfalt.

Und jedes Jahr war es eine neue Freude, für den Roraffen, und seine Gefährten, wann Pfingsten wieder nahte. Voll Ungeduld bereitete er, alljährlich, seine Lieder und Späße, und konnte, jedesmal, kaum den Festtag erwarten, wo die armen Bäuerlein, in ihrer heiligen Einfalt, wieder emporsehen würden zu ihm, mit ihren dummen, verblüfften und verdutzten Gesichtern, und mit ihren vor lauter Erstaunen weit geöffneten Mäulern.

Seit Jahrhunderten genoß er ja alljährlich diese Freude; und nie wäre ihm, auch nur im Entferntesten, in den Sinn gekommen, daß jemals eine Zeit erscheinen könnte wo ihm, am Pfingstfeste, die Herrschaft würde streitig gemacht werden im Münster!

Anders ward es jedoch plötzlich, als einmal der Guller oder Göcker droben auf dem Uhrwerke stund, und jedesmal wann es zwölfe schlug, zur namenlosen, freudigen Verwunderung der dichtgedrängten Menge, mit den Flügeln schlug, und drauf krähte, einem lebendigen Hahne gleich, daß es weithin durch die Kirche klang, gerade wie zur Zeit sein Vorfahre zweimal gekrähet hatte zu Jerusalem, als Petrus, zu dreien Malen, seinen Herrn und Heiland verläugnete.

Von da hinweg, leider! erging es dem Roraffen im Münster, wie es, vor und nach ihm, Vielen schon ergangen ist, und wie es, auch fernerhin, noch Vielen ergehen wird auf Erden! Auch er, der so lange und so hoch Gepriesene und Bewunderte, mußte noch am Ende der Menschen Undank erfahren!

Tief aber schnitt dieser Undank dem Roraffen in die Seele! Er konnte es nicht begreifen; er konnte es nicht ertragen, so zu sehen wie Alles nun dem Hahne zulief und sich erlustigte an seinem einförmigen und einfältigen Geschrei. Er selbst aber mochte singen und jubeln, und Witze herabschreien und Schmähungen ohn'

Ende; ja er mochte klagen sogar und jammern und stöhnen und seufzen, und sodann wieder brüllen aus Leibeskräften, so laut und so lange er auch wollte, um den Hahn zu übertönen: es gelang ihm nimmermehr. Ohnmächtig verhallte all' sein Toben und Zürnen in des Münsters weiten, hochgewölbten Gängen, und, nichts desto weniger, drängte sich, immer aufs Neue wieder, Alles dem verhaßten Hahne zu, als wäre niemals ein Roraffe gewesen droben an der Orgel!

So leichten Kaufes jedoch konnte Letzterer nicht einwilligen, nach vielhundertjähriger alleiniger Herrschaft und ausschließlich besessener Volksgunst, Krone und Szepter niederzulegen, und einem verachteten, einfältigen Guller den Thron einzuräumen und die ungetheilte Huldigung der gaffenden, Beifall klatschenden Menge.

Laut schrie er hernieder in die Kirche, und rief dem Volke all die herrlichen, genußreichen Tage zurück die er ihm, und dessen Vorfahren, seit Jahrhunderten gegeben, und noch auf lange Jahrhunderte hinaus vorbereitet hatte. Mit tiefbewegter Stimme klagte er über den schwarzen Undank womit er nun bezahlet werden sollte, und schmählte gewaltiglich, und ohne Rückhalt, gegen den abgeschmackten Göcker am Uhrwerke droben. Alle seine Beredsamkeit war jedoch vergebens. Umsonst berief er sich, zu wiederholten Malen, auf seine ruhmvolle Vergangenheit, auf seine vor Kurzem noch so glänzende Laufbahn, auf die Erinnerung und das Gerechtigkeitsgefühl der Menge, und forderte laut die versammelten Bürger auf den Streit zu entscheiden zwischen ihm und dem Hahne.

Dieser, seinerseits, berief sich, mit hochmüthigen Worten, auf die glorreich erworbene Volksgunst, und ließ sich sogar ganz verächtlich gegen den Roraffen heraus, es stehe dem Volke gänzlich frei lieber seinem täuschenden Gesange zuzuhören, und dem wundervollen Uhrwerke zuzulaufen, und beim Schlagen der Uhr die heiligen drei Könige sich beugen zu sehen vor der Mutter Gottes mit dem Christuskinde, als eines veralteten, sündhaften Witzboldes abgedroschene Späße und plumpe, ekelhafte Unflätigkeiten über sich ergehen zu lassen.

Furchtbar geriethen die Beiden an einander, die erstaunte Menge auffordernd den Streit zu entscheiden, durch ein volksthümliches, schiedsrichterliches Machtwort.

Niemand aber, drunten im Münster, getraute sich, weder dem Einen, noch dem Andern, zu willfahren.

Weder der kleine, noch der große Rath selbst fanden sich erleuchtet genug um das Urtheil zu sprechen zwischen den zwei erzürnten Gegnern.

Und so geschah es, am Ende, daß der Streit zwischen dem Roraffen und dem Hahne, dem Schaarwächter am Schaarwächterhause heimgewiesen wurde, solchen Kampf hinzulegen und zu schlichten.

Allein auch der Schaarwächter selbst getraute sich nicht, trotz all seiner Salomonischen Weisheit und Gerechtigkeit, irgendwie ein Urtheil zu fällen, obgleich er Jahrhunderte lang unbeweglich am Schaarwächterhause stund und sich durchaus auf nicht Anderes mehr besann.

Und so geschah es daß, bis auf die heutige Stunde, der Streit und Kampf zwischen dem Guller und dem Roraffen im Münster unentschieden geblieben ist, und daß Niemand sich gefunden der zugleich erleuchtet, gelehrt und beherzt genug gewesen wäre die jenem Streite zu Grunde liegende äußerst schwierige und verwickelte Rechtsfrage zu entscheiden.

Der Roraffe im Münster ist eine jener eigenthümlichen Erscheinungen deren wir im Mittelalter so manche andere vorfinden, die nicht weniger als er unser Erstaunen erregen. All' diese, für uns Neuern beinahe unbegreifliche Gebräuche und Volksfeste, welche die Kirche stillschweigend zuließ, nahmen ihren Ursprung aus jenem tiefen Zuge sarkastischer Ironie und giftigen Spottes sogar, welchen wir, das ganze Mittelalter hindurch, neben dem streng orthodoxen Glauben der Kirche und der frommen Einfalt der Menge, finden. Andererseits aber bezeuget hinwiederum eben dieser lose Spott, welcher, frei und offen, und ohne Widerstand des Klerus und der Kirche, in den Gotteshäusern selbst, geduldet wurde, den hohen Standpunkt und die festbegründete Macht der Kirche sowohl als der sie vertretenden Geistlichkeit. So groß war diese Macht und das Ansehen der Kirche und ihrer sichtbaren Stellvertreter, daß Jahrhunderte hindurch, selbst diese öffentlichen, jedes Jahr wiederkehrenden Schmähungen und aller dieser gränzenlose Unfug, denselben keinen Eintrag zu thun vermochten.

Der Roraffe trieb sein tolles Spiel bis über das 15te Jahrhundert hinaus. Im Jahre 1501 drang noch der berühmte Dom-

prediger, Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg, bei Meister und Rath, gar gewaltig, auf Abschaffung dieses namenlosen Unfuges; wie er zwanzig Jahre zuvor schon, es dahin gebracht hatte die nicht minder ausgearteten Nachtfeste im Münster, am Festtage St. Adolfs, den 29. August, als am Jahresfeste der Einweihung der Münsterkirche, und ursprünglich an sämmtlichen Frauen-Tagen, abthun zu machen.

Der Roraffe unter der Orgel war eines der sogenannten Wortzeichen, welche ehemals den Fremden im Münster gewiesen wurden. (Schadäus, S. 76; Künast, S. 12, und Heckheler, S. 98.)

Der Guller oder Göcker, welcher dem Roraffen theilweise sein Spiel und seine Herrschaft verdarb, war der noch jetzt im Frauenwerke aufbewahrte Hahn, welcher auf dem ersten, im Jahre 1352 aufgerichteten Uhrwerke aufgestellt wurde, und welcher bis zu der, vor kurzen Jahren vorgenommenen Wiederherstellung des im Jahre 1574 vollendeten zweiten, ehemals hochberühmten und nebst dem Münsterthurme unter die sieben Wunderwerke Deutschlands gerechneten Uhrwerks, an dem Letzteren aufgestellet war.

Des in obiger Sage besprochenen Streites zwischen dem Roraffen und dem Hahne, so wie eines darauf bezüglichen gar alten Liedes thut der Mathematiker Conrad Dasypodius Meldung, im ersten auf das alte Uhrwerk bezüglichen Kapitel seiner Wahrhafftigen Außlegung deß Astronomischen Straßburgischen Vhrwercks. (S. Schilters neunte Anmerkung zu Königshovens Chronik, S. 575.)

Nachdem Dasypodius erzählet hat, daß man von dem alten, ursprünglichen Uhrwerke nichts benützen konnte „außgenommen der alte Göcker oder Han, welcher sehr alt, nemlich über die 200 Jahr alt ist, und zur selbigen Zeit auch ein seltzam Wunderding gewesen, daß ein Han also krähen solte," fügt er hinzu, „welches bezeugt ein gar altes Lied von dem Hanen im Münster, und dem Rhoraffen, in welchem der Rhoraff als der älter ist gewesen, sich beklagt, es lauffe ihm niemand mehr zu, ihm und seim Thun, das dazumahl auf gewisse Tag bräuchlich war zu sehen, sondern jederman lauffe zu diesem Hanen, und wolle sein Hanengeschrey hören."

„Auch wird der Streit und Kampff, so zwischen dem Hanen und Roraffen entstanden, dem Scharwächter am Scharwächterhauß

heim gewiesen, der solchen Kampff und Streit hinlegen und richten solte."

Aus einer Stelle Heckhelers ersieht man ferner, daß der Roraffe, im Volke, auch der Bretstellenmann geheißen wurde.

Heckheler beschreibt und rühmt dort (S. 98): daß „in gute Obacht zu nehmen die fürtreffliche Orgel und darunter 1) der Bretstellen-Mann sonsten Rohraff genannt, und 2) der Mann, so ein Trommet in der Hand hat, und 3) der Simson, welcher dem Löwen den Rachen auffreißet, welche alle 3 Bilder zu Zeiten, durch Antrieb deß Organisten und Windtwercks, durch einen künstlichen Zug, den Mundt auff- und zuthun, sich bewegen und wenden." Vergl. meinen größern Aufsatz: Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg, in der Alsatia für 1852 (S. 189 — 252). Jener Aufsatz ist jedoch in sofern zu berichtigen, daß der berüchtigte Roraffe nicht, wie es dieser sonderbare Name anzudeuten scheint, ein groteskes Affenbild gewesen, sondern daß derselbe kein anderer war als eben die, noch jetzt vorhandene, mit einem Taktstabe versehene, bärtige Bauernfigur, rechts unter der Orgel, welche Dr. Heckheler unter Nummer 1 angibt. Obige Stelle Heckhelers, nebst einer zweiten in des berühmten Orgelbauers Silbermann Handschriften lassen hierüber keinen Zweifel mehr zu. (S. Friese, Historische Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsasses, aus den Silbermann'schen Schriften gezogen, S. 131.)

17.

Das Einhorn und Herr Rudolf von Schauenburg.

Unter den kostbarsten Gegenständen, Kleinodien und Seltenheiten des ehemals ungemein reichen Domschatzes, befand sich vor Zeiten ein acht Schuhe langes, hellgelbliches, biegsames, am obern Ende zugespitztes Horn.

Dieses Horn wurde zu Straßburg allgemein als ein Wunderhorn angesehen.

Man wollte in demselben dasjenige eines Einhorns er-

kennen, welches der fränkische König Dagobert, um das Jahr 640, nebst andern Kleinodien und Heiligthümern, der Straßburgischen Kirche verehret hatte; und von dieser Schenkung wollte man ferner den Ursprung des Wappens der ehemaligen bischöflichen Haupt- und Residenzstadt Zabern herleiten, welche bekanntlich ein Einhorn in ihrem Schilde führet.

Gewiß ist jedenfalls, daß dieses Horn Jahrhunderte hindurch für eine der kostbarsten Seltenheiten Straßburgs galt, und daß es mit äußerster Sorgfalt, im Domschatze, aufbewahret wurde.

Bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war es dort ganz unversehrt geblieben.

Da geschah aber, im Jahre 1380, daß Herr Rudolf von Schauenburg, einer der Domherren des Hohen-Stiftes, dem Horne eine ganz absonderliche Verehrung gewiedmet hatte. Als ein Wunderhorn, als ein wahres Heiligthum verehrte er dasselbe, und als einen schützenden Talisman gegen Pest und Gift.

Um sich sicher zu stellen gegen beide Uebel, brach Herr Rudolf des Hornes Spitze ab und trug sie auf sich als ein untrüglich-wahrendes Schutzmittel gegen jegliche Krankheit und gegen alle mögliche bösartige Einwirkungen, denen er ausgesetzt werden könnte.

Die übrigen Domherren aber entdeckten den frommen Diebstahl und schlossen, zur Strafe, Herrn Rudolf aus ihrer Mitte aus.

Zu gleicher Zeit faßten sie noch den fernern Beschluß vermöge dessen Jeglicher unter ihnen schwören mußte, in Zukunft, nie mehr einen Abkömmling des Stammes des Herren von Schauenburg, an dem Hohen-Stifte Straßburg, aufzunehmen.

Specklin (fol. 26 a) und Schadäus (S. 9) bezeichnen ausdrücklich das angebliche Einhorn von welchem, in dieser Sage, die Rede ist, als dasjenige welches König Dagobert, im bezeichneten Jahre, dem Münster verehret haben soll.

Dem zweiten Theile obiger Sage liegt eine von Schilter (S. 1115) und von Grandidier (S. 57) mitgetheilte, wie es scheint, als historisch auf Urkunden beruhende Thatsache, zu Grunde.

Herr Rudolf von Schauenburg war von dem Geschlechte der Freiherren von Schauenburg, welche drei weiße Halbmonde in

rothem Schilde, und auf dem Helme einen Pfauenbusch, ebenfalls mit dem Wappen unten, führten.

Das nach der Volkssage von einem Einhorne oder Monoceros herstammende Horn selbst, erklärt Grandidier, welcher dasselbe noch gesehen, für dasjenige eines Narvals.

Zu seiner Zeit maß dasselbe einige Zolle weniger als acht Schuhe, wegen der seit 1380 fehlenden Spitze. Das Horn war etwas dicker als der Arm eines Mannes, und, obgleich es fest war von oben bis unten, konnte man dasselbe dennoch biegen gleich einem Meerrohre. Es war schwerer, als man es dem Ansehen nach glauben sollte, hatte keinen Geruch und war von hellgelber Farbe, wie altes Elfenbein. (Grandidier, S. 57.)

Es war dies das berüchtigte Horn, welches in den Straßburgischen Religionshändeln des 16ten Jahrhunderts eine große Rolle spielte, welches im Jahre 1584 verschwand, dessen Abhandenkommen der damalige Dechant des Hohen-Stifts, dem Bischofe, auf eine Weise meldete, gleich als ob das Schicksal seiner Kirche davon abhinge, und welches, erst im Jahre 1638, auf eine so sonderbare Weise, wieder zum Vorscheine kam.

Dieses Horn, so wie auch die angebliche Greifenklau, welche in einer früher mitgetheilten Sage besprochen worden ist, scheinet erst in der Revolutionszeit abhanden gekommen zu sein.

Ein ähnliches ebenfalls angebliches Einhorns-Horn besaß auch einst die Stadt Straßburg. Es wurde auf dem ehemaligen Pfenningthurme aufbewahret, und war etwas kleiner als dasjenige des Hochstiftes, indem dieses Städtische Horn blos sechs Schuhe, zehn Zoll maß. Es wog 18 Mark und 3 Unzen. Die Stadt hatte dasselbe, im Jahre 1565, von Adam von Clermont, einem Bürger von Antwerpen, erkauft. (Ueber dieses gleichfalls berühmte Horn sehe man Schilter ad Königshoven, a. a. O.)

18.

Der Werkmeister am Thurme.

Droben am Münsterthurme, an dem Pfeiler zur Rechten des Beschauers, dem Wächterhäuschen gegenüber, sind zwei Stand-

bilder aufgestellt, welche Einem strack entgegensehen, wenn man aus der Wächter-Stube auf die Plateforme hinaustritt.

Vorn an dem Pfeiler steht, sinnend und träumend, der Werkmeister des Münsters, den Plan des Letzteren vor sich hinhaltend, und hinaus starrend in die weite, blaue Ferne.

Ihm zur Seite, etwas rückwärts am Pfeiler, stehet sein Sohn, gestützt auf den Meisterstab in seiner Linken, und hinaufschauend zu der Thurmspitze, indem er, mit der Rechten, sich das Auge schützet gegen der Sonne blendende Strahlen.

Wie beseligt schaut der Vater vor sich hin, als suche und sähe er schon, in der Ferne, den majestätischen Bau, den sein Genius erschaffen: die zwei riesenhaften Thürme emporragen, hoch in die Lüfte.

Stolz auf des berühmten Vaters Ruhm schauet der Sohn unverwandten Blickes hinauf zur Thurmspitze, mißt und bewundert, und mißt und bewundert, immer aufs Neue wieder, des gigantischen Thurmes schwindlichte Höhe; sieht wie jetzt die nadelfeine Spitze scharf und keck die Luft durchschneidet und frank und frei sich abhebet von des Himmels tiefem Blau; wie sie dann wieder ihre reiche Krone in die dunkeln Wolken birgt; und dann wieder die Pyramide empor strahlet im Mondesscheine, durch die Nacht, gleich als belausche sie der goldnen Sterne Glänzen und Flimmern. Und auch er denkt sich schon, im Geiste, den zweiten Riesenthurm, der sich, neben dem einzig ausgeführten, kühn und kräftig wie dieser erheben sollte gen Himmel. Und immer wieder, ohne Unterlassen, mißt er des Thurmes endlose Höhe und bewundert seines Vaters Genius und Kunst.

Einzig aber, wie verlassen, stehet der allein ausgeführte Thurm da und starret, wie wehmüthig, empor in die Lüfte.

Und vergeblich starret auch der jüngere Meister unablässig hinauf zur Spitze am zackigen Helm empor. Geschlecht um Geschlecht gehet zu Grabe, Jahrhundert verfließet um Jahrhundert, und immer verwandeln sich des Vaters Träume nicht in Wirklichkeit: leer bleibt immerdar die Stelle, wo der zweite Riesenthurm stolz neben dem allein ausgebauten die Luft durchschneiden sollte.

Und Viele sind schon vorübergegangen, und Viele werden noch vorübergehen droben an dem Thurme, und die beiden Meister schauen, wie schon so Viele vor ihnen sie erblicket, hinausstarrend

der Eine träumend in die Ferne und hinauf der Andere unablässig bewundernd zur Spitze.

Die Bezeichnung der zwei Standbilder am Thurme, auf welche sich obige Sage beziehet, mangelt jeglichen historischen Grundes. Außerdem wird auch ganz unrichtig ausgegeben, die Figur zur Linken halte den Plan des Münsters in den Händen, da dieselbe, wie schon Dr. Heckheler, welcher die volksthümliche Erklärung jener beiden Statuen nicht berühret, ganz richtig angibt, einen Sonnenzeiger vorhält.

Diese Statue wird gewöhnlich für diejenige des Baumeisters des Münsters, oft auch als das Bildniß Erwins angesehen. In dem darneben stehenden über sich schauenden Bilde hingegen will man, Heutzutage, ziemlich allgemein, des Werkmeisters oder Erwins Sohn erkennen. Letztere Ansicht übrigens hängt genau mit der noch allgemeiner verbreiteten, geschichtlich eben so unrichtigen Annahme zusammen, nach welcher der im Jahre 1339 verstorbene Steinmetzmeister Johannes Erwin, dessen Grabschrift unter derjenigen des großen Erwins stehet, des unsterblichen Künstlers Sohn und Nachfolger im Werkmeisteramte gewesen wäre. Die bis jetzt in allen Büchern als geschichtlich erwiesenes Faktum wiederholte Angabe von Erwin und seinem Sohne Johannes, den alle Schriftsteller ohne Ausnahme in dem oben genannten, 1339 verstorbenen Steinmetzmeister Johannes zu erkennen glauben, ist, gleichwie die auf die Bildhauerin Sabina bezügliche, so allgemein verbreitet und angenommen, daß wo man Erwin auftreten läßt, dieser sein angeblicher Sohn und Nachfolger auch nicht fehlen darf.

Wieder Andere wollen in dem zweiten über sich blickenden Bilde den spätern Werkmeister Hans Hültz erkennen, welche Behauptung aber, andererseits, wieder gar nicht zusammenstimmt mit derjenigen, welche in einem andern ebenfalls emporsehenden Bildnisse im Innern des Münsters, dessen ich späterhin zu gedenken haben werde, und welches, auffallend genug, genau dieselben Gesichtszüge wie die am Thurme aufgestellte über sich blickende Figur ausweist, ebenfalls den großen Erwin zu erkennen vorgibt. Es wäre doch rein unmöglich, daß Erwin und Hültz genau dieselben Gesichtszüge gehabt hätten.

Unnöthig ist beizufügen, daß alle diese verschiedenartigen An-

gaben durchaus nichts weiter sind als äußerst verworrene jeglichen historischen Grundes mangelnde Behauptungen.

Grandidier berichtet (S. 220) die auf die zwei Statuen am Thurme bezügliche Volkssage mit folgenden kurzen Worten. Nachdem er von dem Wächterhause auf der Plateforme und von den Statuen des h. Laurentius und der h. Katharina gesprochen, welche am Thurme unsern beiden Statuen als Gegenstücke dienen, fügt er hinzu: »Au même endroit, vis-à-vis le bassin, on remarque à la tour deux figures, dont l'une passe pour être celle du premier architecte de cet édifice. L'autre lève la tête et semble considérer la hauteur de la tour.«

Das im Jahre 1785, drei Jahre nach Grandidiers Werke, unter dem Titel: Beschreibung des Straßburger künstlichen Münsters und dessen Thurms, neu aufgelegte Münsterbüchlein (S. 112), gehet noch einen Schritt weiter als der von Grandidier berührte Volksglaube, und bezeichnet die Statue mit der Sonnenuhr geradezu als diejenige des großen Erwins: „Eben da (oben auf dem Münsterplatz, gegen dem Wächterhäuslein über) gegen der Wasserschaale über, sieht man an dem Thurm das Bild des gewesenen Baumeisters Erwin von Steinbach, welcher den Münsterthurm angefangen. Ferner gleich darneben auch eines, so hinauf schaut, und die Höhe des Thurms betrachtet."

In keiner dieser Stellen ist also die Rede von Erwins Sohn. Dieser wurde, erst in neuerer Zeit, dem Vater beigegeben.

Dr. Heckheler, welcher ein halbes Jahrhundert früher schrieb, weiß nichts von der Bedeutung der beiden Statuen am Thurme. Er sagt bloß, daß oben am Thurme: „zwey Bildter, deren eines die Hand über die Augen hält und gen Himmel siehet, das andere einen Sonnenzeiger in der Hand haltendt zu sehen." (S. 134.)

Der noch etwas ältere Künast übergehet beide mit Stillschweigen.

19.

Der Kaiser und der Mönch.

In alten Zeiten, da war einmal ein Kaiser, der war über die Alpen hinüber gezogen in die welschen Lande, um sich krönen

zu lassen vom Pabste, und um die treulosen Völker Italiens zu züchtigen, und dieselben auf's Neue dem heiligen Römischen Reiche zu unterwerfen und zum Gehorsame zurück zu bringen.

In Bologna aber vergab ein welscher Mönch dem Kaiser am Altare, im Leibe des Herrn; und in grausen Schmerzen starb der Fürst am Gifte des Pfaffen!

Und weithin erscholl in die Lande die Kunde dieser sündhaften Frevelthat. Entsetzen und Abscheu verbreitete sie durch alle deutsche Gaue.

Auch zu Straßburg erfuhr man allsobald des Mönches beispiellose Gräuelthat. Auch hier, wie überall, ward dieselbe verfluchet und verdammet, als eine namenlose Sünde, und manche Thräne des Mitleids und des Bedauerns floß, im Elsasse, dem Andenken des frommen und tapfern, meuchlings am Altare hingegebenen Kaisers.

Und, zu ewiger Erinnerung an jene grausenhafte Frevelthat, ward des Kaisers Bildniß und dasjenige des Mönches, der ihm vergab, am Münsterthurme aufgestellet.

Droben am Thurme, gegen Westen, sieht man noch heutigen Tages das hohe Standbild des Kaisers, mit dem Reichsapfel in der Hand, trübe hinausstarrend in die Weite, und darneben des frevlen Mönches Bild, mit abgewendetem Antlitze, gepeinigt von den martervollen Vorwürfen des Gewissens.

In dieser, noch jetzt im Volke angenommenen Erklärung der beiden Bilder auf der Westseite des Münsterthurmes, schimmert offenbar ein Nachklang von dem Tode Kaiser Heinrichs VII. durch, welchem, mehreren gleichzeitigen Chronikschreibern zu Folge, in der That, ein welscher Mönch zu Bologna, im Abendmahle vergeben haben soll.

Dr. Heckheler, in seinem bereits mehrmals angeführten handschriftlichen Werke über das Münster (S. 133), beziehet jene ruchlose Mordgeschichte auf die zwei bezeichneten Bilder: „Eben in dem Umbgang," sagt er, „ist auch zu observiren eines Königs oder Keyßers Bildnuß sampt einem Mönchen, deßen Angesicht abgewendt, und dem König oder Keyßer in einer Ostien vergibt, ist vielleicht hierdurch Heinricus VII. angedeutet der mit Gifft soll hiengericht worden seyn."

Allein nichts in der Haltung des Mönches zeigt die ihm von Dr. Heckheler zugeschriebene Handlung an; und das Kaiserbild seinerseits dürfte wohl viel eher Gott Vater vorstellen als Kaiser Heinrich VII.

20.

Das traurige, kreuztragende Christusbild.

Es war im Jahre 1410, in der Charwoche. Mehr noch als es sonst in dieser heiligen Woche zu geschehen pflegte, eilte und drängte das Volk dem Münster zu. Dorthin strömte Alles, Jung und Alt, Weiber und Männer, daß der damals enge Raum vor der Kirche bei weitem nicht all die Neugierigen und Schaulustigen zu fassen vermochte, welche unaufhörlich heranflutheten wie die Wogen eines stürmisch aufgeregten Meeres.

Vorn, bei dem großen Portale, ehemals die Schappelthüre genannt, war das Gedränge am dichtesten. Dort befand sich der Gegenstand, der all diese zahllose Menge herbeizog: dort, inwendig bei dem Hauptportale, war nämlich das vielbesprochene, berühmte hölzerne Kreuz aufgestellet zum Verkaufe, damit es männiglich beschauen möge.

Es war auch eine sonderbare, wundervolle Geschichte, diejenige der Entstehung dieses hochgefeierten traurigen Christusbildes. Ein Jeder, der da kam es zu sehen, wußte dieselbe, und dennoch erzählte sie ein Jeder neuerdings dem Andern wieder, als hätte sie Keiner gekannt.

Zuvor war dieses Kreuz ein krummer, ungeschickter Wilgenstock oder Weidenstamm gewesen, der lange Zeit hindurch, als solcher, in der Hirtzlache gelegen hatte, und von den Wellen und dem Winde, von einem Orte zu dem andern, war hin und her getrieben worden. Niemals aber hatte der Stamm aus dem Wasser gezogen werden können. Wie Viele dies zu thun auch versucht hatten, Keinem war es gelungen.

Da gedachte ein Jeder es seye nicht ohne Ursache und es müsse dies wohl etwas mehr zu bedeuten haben.

Also wurde Meister Michel Böhem, ein äusserst geschickter und allgemein beliebter Bildhauer, aufgefordert das Wunderbloch zu besehen, ob er etwa ein Bild oder sonst etwas daraus schneiden könne.

Und allsobald nahm Meister Michel sein Werkzeug, und ging hinaus zur Hirtzlache. Ihm nach die stets eilfertige, gaffende, neugierige Menge.

Ohne Zaudern machte sich der Meister an's Werk und wollte den Stamm herausziehen aus dem Wasser. Allein auch ihm wollte dies nicht glücken. Der Meister überhob sich an dem schweren Bloche, und ließ es, vor Schmerzen, zurückgleiten in die Fluth.

Da gelobte er, wenn er den Stamm heraus brächte aus dem Wasser, ein Crucifix daraus zu formen…

Und, siehe! der Baum, der bis dahin den kraftvollsten Anstrengungen getrotzet und Aller Mühe und Arbeit zu Schanden gemacht hatte, erweist sich mit einem Male gewillig und gehorsam wie ein Lamm, läßt mit sich handeln und umgehen, läßt sich drehen und wenden, nach dem Wunsche und Willen des Bildhauers… Jetzt, zum Erstaunen Aller, liegt er schon am Lande! Und ringsum an der Hirtzlache ertönet ein Schrei der Freude und der Verwunderung.

Wohl hatte der Meister Schaden genommen über der Arbeit und hatte sich überhoben an der ungeheuern Last des Wilgenstammes, daß er gebrochen war; er achtete aber dessen nicht: nur seines Gelübdes war er eingedenk, es getreulich zu erfüllen.

Voller Zuversicht, mitten in den Schmerzen, begann er unverzüglich sein Werk, und leicht ging es ihm von Handen. Splitter um Splitter flog hinweg vom Stamme; jeder Streich brachte den Meister sichtbar voran mit Riesenschritten, daß er es selbst nicht begreifen konnte. Bald war ein Theil des Wunderstammes umgestaltet zu einem Kreuze. Da fiel Meister Böhem nieder auf die Knie, am Rande der Hirtzlach, in Gegenwart der zahllosen Menge, und rief empor zu Gott dem Allmächtigen um Hülfe und um Befreiung von seinem Uebel: und allsobald genaß er von demselben und seine Glieder waren wieder gerade und gelenkig wie zuvor.

Ohne Verzug führte er sodann sein Werk weiter fort in seiner Werkstätte.

Vollendet hatte er bald.

Vor ihm stehet der Christ, das Kreuz auf der Schulter, auf dem Wege nach Golgatha; die Dornenkrone auf dem blutigen Haupte; das Antlitz voller Schmerz, zugleich aber auch voll himmlischer Liebe und Ergebung; den edeln, göttlichen Leib gedrückt und gebogen unter der Last des Kreuzesstammes, als müsse er niedersinken, unterliegen!

Und als der Meister des leidenden Heilandes Bild anschaut das, ihm selbst ein Wunder, so rasch aus seiner kunstfertigen Hand hervorgegangen, da kniet er nieder auf die Erde und betet voller Inbrunst zu Gott um Vergebung seiner Sünden... Und, siehe! es schien ihm als überflösse Jesu Antlitz von Verklärung und als schaute der Erlöser mild zu ihm hernieder, Erbarmen und Gewährung im Blicke!

Daher die allgemeine, ehrfurchtsvolle Verehrung des Volkes für dieses Wunderkreuz.

Meister Hans Vetter, ein ehrsamer und frommer Küfermeister, erstund dasselbe, um es an St. Martin, wohin er verpfarret war, zu verehren.

Allein, siehe! ein neues Wunder gibt sich kund vor allem Volke!

Umsonst machen sich die Werkleute an das Kreuz es hinweg zu heben und nach St. Martin zu übersetzen; umsonst bemühen sie sich mit Winden, Stangen und Brecheisen: auf keine Weise bringen sie das Kreuz zum Weichen. Gleich wie zur Zeit, als es noch, ein roher Wilgenstamm, umher trieb in der Hirtzlache, trotzet es allen ihren Anstrengungen. Wie Viele auch ihre Kräfte und ihr Glück daran versuchen, das Wunderkreuz war nicht von der Stelle zu bewegen.

Da erkannte der fromme Küfermeister des neuen Wunders Sinn, und gebot daß man das Kreuzesbild an diesem Orte stehen lasse. Kein Zweifel konnte ja mehr obwalten: es sollte nicht aus der Münsterkirche hinaus.

Dahin strömten sofort die Gläubigen, und knieten nieder vor dem Wunderkreuze und vollbrachten, in dessen Anblicke, ihre Andacht und ihre Gebete.

Da sah man auch oft den frommen Küfermeister, das Auge voller Thränen auf den traurigen, bis zum Tode betrübten kreuztragenden Heiland geheftet; bis eines Tages ein Sarg vor dem Bilde niedergestellt und im Beisein einer zahllosen Volks-

menge, zu dessen Füßen in die Erde versenket wurde: Meister Hans Vetter hatte verordnet, daß er im Münster, vor seinem Heiligthume, zur Ruhe bestattet werde.

Auch hier wieder liegt der Sage eine wahre, geschichtliche, aber in poetisch-volksthümlichem Geiste ausgeschmückte Begebenheit zu Grunde.

Das merkwürdige Buch im Frauenwerk-Archive, in welchem sämmtliche Schenkgeber des Münsters, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinweg bis zur Reformationszeit, eingetragen sind, bezeuget daß: „Vetter Hans, Küfer zu Straßburg, und Eilsa seine eheliche Hausfrau, das traurige Bild Christi, welches das Kreuz auf den Achseln trägt und hinter der großen Thüre der Münsterkirche stehet, gekaufet, und dasselbe sodann, zu ihrer Beider Seelenheile, dem Werke geschenket haben, im Jahre 1410."

Der ursprüngliche lateinische Text, welcher am 9. November (5 idus novembris), am Tage des H. Theodors, des Märtyrers, eingetragen ist, lautet folgendermaßen:

»Item dictus Vetter Hans cuparius argentinensis et Eilsa eius vxor legitima emerunt tristem ymaginem Christi portantem crucem super humeris positam in hac maiori ecclesia retro maiorem valuam eiusdem ecclesie et eandem ymaginem in earum animarum remedium donauerunt huic fabrice sub anno M. CCCC. decimo.«

So auch, als kreuztragendes Christusbild: Ymago domini nostri Ihesu Christi portans trabem crucis, oder portans crucem in humeris suis, wird dieses merkwürdige, traurige Christusbild, welches ehemals gleich dem bekannteren traurigen Marienbilde berühmet war, in mehreren Urkunden des 15ten Jahrhunderts bezeichnet. Im Volke nannte man es auch blos „das bild das das krütze treit." Ein eigens hiezu angestellter Wächter oder Aufseher wachte den ganzen Tag über bei diesem Bilde und dem dabei aufgestellten Opferstocke, und überlieferte sodann die in den Letztern niedergelegten Gaben getreulich dem Werke.

Das traurige, kreuztragende Christusbild, inwendig an der großen Münsterthüre, blieb bis zur Reformationszeit ein Gegenstand allgemeiner und vorzüglicher Verehrung. Im Jahre 1525 wurde dasselbe hinweg gethan, nebst dem berühmten trau-

rigen Marienbilde, welches Meister Konrad Frankenburger, des Werkes Ballier, im Jahre 1404, dem Frauenwerke geschenket hatte und welches damals mit großen Ehren und Kosten, in einer prachtvoll ausgeschmückten Nische, bei der, im Jahre 1316, von Meister Erwin von Steinbach erbauten Marienkapelle, war aufgestellet worden. Im Jahre 1520, hatte die Stiftung noch, durch den berühmten Stück- und Glockengießer, Meister Georg von Guntheim, welcher ein Jahr zuvor die große Glocke Maria gegossen hatte, ein prachtvolles Gitter um das Kreuz verfertigen lassen.

Die Sage selbst hat uns der Maler und Chronikschreiber Sebald Büheler, in seiner handschriftlichen Chronik (T. I. Cap. II. fol. 116[a]), bei dem Jahre 1410, aufbewahret. Theilen wir hier noch schließlich seine, offenbar einem ältern Schriftsteller entlehnte Erzählung mit: „Das groß Creütz wirdt ins Münster gestelt. — Anno 1410 Jar namlichen inn der Charwochen, do wardt das groß hültzen Cruzifix, inn das Münster allhie zu Straßburg bey der grossen mittlen Tühren gestelt, vnnd das man das selbige solte mäniglichen besehen (lassen), dan es was zu verkauffen. Vnd also hatt das selbige besehen namlichen Meister Hanns Vetter, ein Kieffer vnd Burger alhie, vnnd er kauffte das selbige, vnnd wolte das selbige inn S. Martinskirchen stelen, vff dem Fischmarckt, dan er war ein Pfahrkindt, vnnd gehörtte in das selbige Kirspel oder Pfahrkirchen. Vnnd als er das selbige wolte dohin füeren oder thun, do mochte man das selbige nicht vff geheben, wie vill ieren auch doran waren, vnd wolte sich nicht von der Statt bewögen lassen. Also do luß er das selbige gleich an dem Ortt oder an der Statt stehn vnnd bleiben. Vnnd obe es das selbige Creütz geschnitten wardt, do was es ein krumer vngeschickter Wilgenstock, vnd ist als aldo nidwendig, in der Hirtzlachen, vff und ab, vnnd man kundte auch das Bloch nit wol vß der Lachen bringen, vnnd floß aldo inn der Lachen ein gutte Zeit, also das man gedachte es würde nicht one Vrsach sein, dan es würde etwas bedeütten. Also ward Meyster Michel Böhem, disser Zeit ein Bildthauwer alhie, angesprochen, er solte doch das Bloch besehen, obe er etwan ein Bildt oder etwas daruß schneiden möchte. Also do zoge er zu Stundt an hinuß, vnnd name seinen werckzeüg mit ihme, vnnd bosierte, oder furmierte das selbige Bloch zu einem Cruzifix. Vnnd er hatte sich auch an dem Bloch vberhaben, vnnd das er gebrochen ward. Also ruffte er zu vorderst Gott den Almechtigen vnnd auch

das heilige Creütz zu einer Beteüttung an, welches er dan darnoch uß gemacht. Also ward ime wider geholffen, vnd ward seins Gebrestens wider ledig. Vnnd nach gohnns do starb obgenanter Meister Hanns Vetter, der Kieffer, der das Creütz kaufft hatte, vnd hatt seinen Fründen befohlen, das man in solte inn das Münster zu dem Creütz legen vnd vergraben, welches dan beschehenn."

Diese an und für sich schon interessante Sage, bietet das fernere Interesse dar, daß uns in derselben der Name eines Straßburgischen Bildhauers vom Beginne des 15ten Jahrhunderts aufbewahret ist. Meister Michel Böhem nennt Büheler den Künstler, und anderswo habe ich bereits die Gründe berühret welche, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, zu der Annahme berechtigen, daß dieser Bildhauer kein Anderer gewesen sei als Einer der, in der Kunstgeschichte des Mittelalters als Bildhauer, Baumeister und Maler gleichberühmten drei Junkherrn von Prag, von welchen ebenfalls das traurige Marienbild herrührte, und welche, überdies noch, dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu Folge, Antheil an dem Thurmbaue des Münsters gehabt haben sollen. (S. Straßburgische Geschichten, Sagen, Denkmäler, Inschriften, Künstler, Kunstgegenstände ꝛc., S. 36.)

21.

Das Männlein oder Bäuerlein auf dem Geländer bei der Engelsäule.

Ein Jeder der im Münster gewesen, kennt das Männlein das, nahe bei der Uhr, oben über der St. Andreas-Kapelle, von dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle emporschaut zur prachtvollen Engelsäule, welche das Gewölbe des südlichen Kreuzarmes trägt.

So wie es da ausgehauen ist in Stein, mit seinem spitzfindigen, krummgezogenen Bauerngesichte, so stund es eines Tages, vor vielen Jahrhunderten, unten in der Kirche bei der Engelsäule, und schaute an dieser Letztern auf und nieder, mit feinem Kennerblicke, vom Basamente bis hinauf zum Kapitäle, und dann wieder hernieder vom Knaufe, die schlanke Säul' entlang, bis zum Fuße; dann bog es seitwärts den Kopf und blinzelte, mit einem Auge

die Säule abermals empor; dann wieder maß es die Dicke des feingegliederten Säulenstammes und schien sie zweifelnd gegen der Höhe zu berechnen; jedesmal schüttelte es bedenklicher das Haupt und sah sodann immer wieder hinauf zur Gewölbdecke, mit noch bedeutsamerem, bedenklicherem Mienenspiele.

Da kam gerade der Werkmeister einher geschritten, durch die Kirche, und sah das Männlein so mit forschenden Blicken vor der Säule stehen, wie es, augenscheinlich, die Höhe gegen der Dicke abmaß.

Erstaunt über des Mannes Benehmen, schritt der Werkmeister, gerades Weges, auf ihn zu, und fragte ihn was er da zu sehen und ob er wohl etwas auszusetzen habe an der Säule?

Bejahend nickte der Fremde mit dem Haupte und lächelte dazu mit selbstgefälligem, vielsagendem Blicke.

„Wohlan denn, mein Freund!" — sagte ihm sodann auffordernd der Werkmeister, indem er dem Manne leicht und vertraulich auf die Achsel klopfte — „Wohlan denn, so theilet mir nur unverholen Eure Bedenklichkeiten mit!"

„„Schön ist die Säule allerdings!"" — entgegnete drauf der Befragte — „„Schön ist sie, das ist gewiß! Sehr schön und kunstreich erbaut, ein wahres Meisterwerk der Kunst! Schön sind auch die Bilder alle dran! Schön die Evangelisten, schön die Engel drüber und oben der richtende Heiland! Zu schwach aber ist die Säule! Nicht lange Zeit wird der schlanke Stamm das schwere Gewölbe tragen! Bald, bald wird sie, von dem gewaltigen Drucke, seitwärts geschoben, und dann wird sie wanken und rettungslos einstürzen!""

„So, so!" — erwiederte hinwiederum der Werkmeister, und schaute ebenfalls, mit fragendem Blicke, an der Säule empor, gleich als ob er sehen wolle und sich überzeugen, ob des Fremden Befürchtungen, in der That, begründet seien. — Sodann fragte er wieder: „Seid Ihr aber auch ganz sicher von der Wahrheit Eurer Aussage?"

Und forschend beschaute der Meister abermals die Säule abwechselnd und den fremden, dreisten Kunstrichter.

Ohne Zögern bejahte abermals der Letztere, und wiederholte unverholen seine frühere Behauptung.

„Wohlan denn!" — sagte drauf der Meister, indem er das

Männlein noch schärfer ins Auge faßte — „Wohlan denn! So sollt Ihr so lange emporschauen an der Säule, bis sie, vom Gewölbe erdrückt, sich bieget und zu Boden stürzet!" —

Und sogleich ging er in die Steinhütte, ergriff Meißel und Hammer, und mit sichrer, kunstfertiger Hand formte er das Männlein wie er es, so eben, gesehen hatte emporschauend an der Engelsäule, mit pfiffigem, schmunzlichem Gesichte und bedeutsamem Kennerblicke.

Oben stellte er es dann hin, der Säule gegenüber, in die Ecke, mit beiden Armen auf das Geländer der St. Niklaus-Kapelle gestützt, das gerade zu jener Zeit gehauen und gesetzet wurde, aufblickend zu der Säule.

Und so lehnet nun das Männlein, seit Jahrhunderten dort oben, und schauet, und schauet unverdrossen empor, mit unverwandtem, fragendem Blicke, und harret der Stunde wo die Säule einstürzen müsse.

Noch stehet aber die Säule felsenfest, und ohne allen Zweifel wird sie noch lange Zeit unbeweglich da stehen und dem guten Männlein wohl noch Langeweile machen und seine Geduld auf eine harte Probe stellen.

Recht dankbar muß erst noch das kunstsinnige, vorlaute Männlein dem Werkmeister sein, daß er es so bequem mit beiden Armen auf das Geländer gestützet hat, sonst könnte es dennoch am Ende gar zu müde werden von all' seinem Schauen und Schauen. So jedoch, Dank des Meisters wohlgemeinter und gefälliger Fürsorge, mag es sich noch glücklich schätzen wann es blos mit einem steifen Halse und Genicke davon kömmt.

Diese Sage bietet in sofern ein ganz eigenes Interesse dar, als sich dieselbe auf die Büste beziehet welche, in neuester Zeit zumal, irrthümlich für diejenige Erwins von Steinbach ausgegeben wird, und sogar mehrfach von Künstlern als Porträt des großen Meisters nachgebildet worden ist.

Diese Behauptung jedoch, welche sich erst in neuerer Zeit allgemein verbreitet und geltend gemacht hat, entbehrt durchaus jeglicher geschichtlichen und selbst jeglicher ältern sagenhaften Grundlage. Es verhält sich mit derselben genau wie mit manchen andern vollständig grundlosen, durchgängig erst mehr oder weniger

in neueren Zeiten entstandenen Sagen über Erwin und seine angeblichen Kinder und Nachkömmlinge, welche seitdem immer aufs Neue wiederholet und immer mehr in Umlauf gesetzt worden sind.

Nirgends ist bis jetzt eine ältere zuverläßige Quelle bekannt geworden, welche jene Büste auf dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle als diejenige des großen Erwins bezeichnet.

Diese Büste galt ehemals für eines der sogenannten Wortzeichen im Münster, und, merkwürdig genug, seit der Zeit des Schadäus wurde dieselbe als diejenige eines, oder vielmehr nach dem ganz allgemein gehaltenen Ausdrucke des Werkmeisters ausgegeben.

„Sonsten" — sagt schon Schadäus (S. 76), in der Stelle wo er jene Wortzeichen angiebt — „Sonsten pflegt man den Frembden zu einem Wortzeichen im Münster zu weisen, den kleinsten vnd gröſten, den härtesten vnd weichsten, wie auch den krummen Stein: deßgleichen den Knopff durch ein Glaßfenster, das klein Münster, den Werckmeister inn seinem weiß vnd rothen Rock, das Bäurlin beym Vhrwerck, vnd den Rhoraffen vnder der Orglen, vnd dergleichen mehr."

Genau dieselben Gegenstände führt Künast seinerseits (in seinem Argentoratum sacro-profanum, S. 12), als Stein vnd andere Curiositäten im Münster an, indem er noch das Reuterlein an der Säule hinzufügt. Der Werkmeister in seinem weiß und rothen Rock kömmt genau in derselben Reihe wieder wie bei Schadäus, den Künast offenbar vor Augen gehabt und geradezu abgeschrieben hat.

In einem Zusatze (S. 25) fügt er jedoch, noch in eine nähere Beschreibung eingehend, hinzu: „Bey dem Uhrwerck über St. Johannis Capell [1]), auff dem Gang, am Eck, wann man ins Chor hinauff gehen will, stehet der Werckmeister in Stein gehauen, mit seinem Maßstab in der Hand, schwartzem gemahltem Baretlein, auch weiß und roth übermahltem Mantel, wie sie" (die Werkmeister nämlich) „vor diesem haben einher tretten und vor Gericht erscheinen müssen."

Ohne jetzt schon zwei durchaus unrichtige in diesem zweiten Texte Künasts enthaltene Angaben zu berühren, genüge es mir vorerst nur auf den nicht unerheblichen Umstand aufmerksam zu

[1]) Es sollte heißen über der St. Andreas-Kapelle.

machen, daß sowohl bei Schadäus als auch bei Künast blos von dem Werkmeister im Allgemeinen die Rede ist, und daß nicht gesagt ist, daß unter diesem Werkmeister Erwin von Steinbach verstanden werden müsse.

Ein französischer Schriftsteller vom Schlusse des 17ten Jahrhunderts ist der einzige, bisher mir bekannt gewordene ältere Autor, welcher den sogenannten Werkmeister im Münster für Erwin von Steinbach ausgibt. Es ist dies der bekannte *Félibien des Avaux*, in seinem 1687 veröffentlichten kunstgeschichtlichten Werke »Vie des plus célèbres architectes.« Dort sagt er (S. 233), nachdem er von den drei großen Reiterstatuen in den Strebepfeilern gesprochen, wovon er jedoch die eine als diejenige des Bischofs Werner von Habsburg bezeichnet: »L'on voit aussi en quelque endroit la figure de l'architecte Erwin: mais c'est au dedans de l'église proche l'un des gros piliers de la croisée, et cette figure paroist comme appuyée sur la balustrade du corridor d'en haut, et regarder le pilier opposé.«

Diese nähere Bezeichnung begreift sich jedoch ohne Mühe. Unter sämmtlichen Münster-Werkmeistern war Erwin der berühmteste, somit bei Weitem der Hervorragendste von Allen, und zudem, früherhin, beinahe der einzige Bekannte. Sobald also die fragliche Büste als diejenige des Werkmeisters angesehen wurde, so lag es ganz nahe in derselben diejenige Erwins zu erkennen. Doch, ich wiederhole es, außer Felibien ist mir, bis dahin, nicht ein älterer Schriftsteller vorgekommen, welcher jene Büste als solche bezeichnet. Diese Entdeckung wurde eigentlich erst in neuerer Zeit, wo nicht zum ersten Male gemacht, doch erst recht allgemein verbreitet und festgestellt, denn selbst ehedem wußten die zuverläßigsten Geschichtschreiber nichts davon, daß die Büste am Geländer der St. Niklaus-Kapelle diejenige des Werkmeisters und noch weniger daß es diejenige Erwins sei.

Eine genauere Untersuchung sowohl der angeblichen Behauptung als der Büste selbst, hätte übrigens einem so groben Irrthume vorgebeugt.

Es genügt, in der That, eines Blickes auf das Brustbild um zu erkennen, daß dasselbe gleichzeitig entstanden sein muß mit dem Geländer auf welchem es ruhet. Die Büste nämlich ist aus einem Steine heraus gehauen mit dem Gesimse und dem Geländer, und dieses Letztere ist erweislich aus den achtziger Jahren des 15ten

Jahrhunderts. Es ist genau dasselbe wie dasjenige des im Jahre 1489 erbauten Archivgewölbes auf der Südseite des Münsters. Mit dieser Zeitangabe stimmt auch durchaus das Costüme des Bildes, namentlich die Kopfbedeckung, überein.

Ein Blick auf das Antlitz der Büste giebt sodann jedem urtheilsfähigen Beschauer die Ueberzeugung, daß diese Büste augenscheinlich und unstreitig ein nach Natur gearbeitetes Porträt ist; und zwar offenbar dasjenige eines gemeinen Mannes. Der Typus des Gesichtes ist ziemlich trivial. Die Augen sind eng und chinesisch geschlitzet; die Nase ziemlich stark; die Naslöcher groß, der Mund sehr breit; die beiden Seiten des Gesichtes ungleich, die Eine länger, die Andere kürzer, wie bei einem skrophulösen oder rhachitischen Menschen; der Ausdruck des Ganzen ist wahr aber äußerst gemein und prosaisch; mit einem Worte, es ist ein wahres Fratzengesicht, das wohl für einen pfiffig-dummen Bauern, niemals aber für Erwin paßt. Gewiß ist es das Porträt eines Mannes aus der Zeit des Geländers, also aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und jedenfalls eines Mannes der sich in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse zu dem Münster und dem Frauenwerke befunden haben muß, da die bereits besprochene, und, sonderbar genug, ebenfalls emporschauende Statue oben am Thurme sammt der danebenstehenden gleichfalls für den W e r k m e i s t e r geltenden [1]), getreu dieselben Züge wie die Büste bei der Engelsäule aufweist. Gewiß aber ist der Kopf der Ersteren eine Nachbildung desjenigen der Zweiten; denn jenes Standbild am Thurme ist keineswegs aus der Zeit des untern Theiles des Thurmes wo es angebracht worden ist, sondern, ganz gewiß, gleichzeitig und von derselben Hand sogar wie die großen Standbilder am Eingange des Lorenzen Vorbaues: also aus den letzten Jahren des 15ten oder aus den ersten des 16ten Jahrhunderts und, wie die Letzteren, ein Werk des Bildhauers Johannes von Achen. Die auffallend gebogene Stellung der Knie, die gleiche Behandlung der Köpfe und der Gewänder, alles deutet bei diesen Bildwerken, auf einen gemeinsamen Ursprung hin.

Von dem Maaßstabe, den der angebliche an der Engelsäule emporschauende Werkmeister, nach Künasts Aussage, in der einen Hand halten soll, ist schlechterdings nichts zu erblicken: der Mann

---

[1]) Siehe Seite 493.

ruhet mit beiden Händen auf dem Gesimse des Geländers. Eben so streitet auch das getheilte Costüme — das Männlein ist mi-parti in die Straßburgischen Stadtfarben gekleidet — gegen die Behauptung, daß es die Züge irgend eines Münster-Werkmeisters, oder gar diejenigen des unsterblichen Erwin, tragen soll. Die Münster-Werkmeister waren nie in der Zahl der Beamten, welche im Mittelalter das Kleid von der Stadt erhielten und in die städtischen Farben gekleidet gingen. Es erhellet dies aus mehreren Urkunden und Listen des 14ten und 15ten Jahrhunderts, welche alle jene Beamten aufzählen. Der Umstand also, daß unser Männlein die getheilten Stadtfarben trägt, würde somit eher anzuzeigen scheinen, daß dasselbe das Bild irgend eines Städtischen, und zwar eher eines untergeordneten als hochgestellten Beamten sei; zum Beispiele dasjenige etwa eines Ammeisterknechtes, Läuferboten, oder sonst eines Mannes dieser Art.

Wenn man in eine noch tiefere Untersuchung der räthselhaften Büste über der St. Andreas-Kapelle eingehen wollte, so könnte man die Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit, dieser, wie der meisten übrigen angeblichen Erwin'schen Sagen, gleichsam mit mathematischer Gewißheit darlegen. Es genüge jedoch hier mit obigen, bereits ziemlich ausgedehnten Andeutungen. Höchst auffallend ist es aber jedenfalls, daß zu Straßburg noch andere, und noch weit ärgere Fratzengesichter als dasjenige des an der Engelsäule emporschauenden Männleins, und zwar sogar ganz thierisch-monstruöse, für Erwins ehrwürdiges Antlitz ausgegeben werden.

Nun noch ein Wort über die von mir mitgetheilte Sage.

Diese Sage scheint noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts zu Straßburg in Umlauf gewesen zu sein. Dr. Heckheler thut derselben auf folgende Weise Meldung, in seinem bereits öfters angeführten handschriftlichen Werke über das Münster (S. 124). Nachdem er seine Leser vor die Engelsäule geführet und Letztere beschrieben hat, gehet er zu dem berüchtigten Männlein über, und fährt also fort: „Von dießer Saul" (der Engelsäule also) „wird auch fabulirt, daß das Männlein oder Bäurlein, so an dem Gelender der St. Niclaus Capell auff den Armen ligt, und dieße Saul tarirt haben soll, daß sie nicht gerad und fest stehen soll, und zu vermuthen daß sie mit der Zeit umbfallen würde, dahien von dem Meister der Seul gesetzet worden, ie so lang zu bleiben und zu sehen biß daß sie einfället."

Diese Auslegung und Erzählung stimmet ganz mit der Haltung des Männleins oder Bäuerleins überein, und, geschichtlich, könnte sich die Begebenheit, in der That, zugetragen haben, wie Heckheler uns dieselbe als Sage aufbewahret hat. Nur wäre die Angabe nicht zuläßig, daß der Meister der Engelsäule, also der Münster-Werkmeister vom Schlusse des 12ten Jahrhunderts — denn von diesem rühret die, ebenfalls irrig Erwin zugeschriebene prachtvolle Engelsäule her — daß der Meister der Säule, wie Heckheler sagt, das Männlein auf das Geländer gesetzet habe. Weiter oben, habe ich bereits die Entstehungszeit des Männleins sowohl als des Geländers festgestellt.

Eben so wie Heckheler erzählet auch Grandidier die auf unser Männlein bezügliche Sage. Auch Er weiß nichts davon, daß dieses Männlein der Werkmeister, oder gar Erwin von Steinbach gewesen sei. Nach der Beschreibung der Engelsäule (S. 261), fügt Grandidier, ganz mit Heckhelern übereinstimmend, hinzu: »Vis-à-vis de ce pilier, au dessus de la porte de la Sacristie du Séminaire, (d. h. der Andreas-Kapelle) est une petite galerie, au coin de laquelle est la figure d'un homme en buste, qui parait considérer ce pilier et examiner s'il est assez fort pour soutenir tout le poids dont il est chargé.«

Außer dem Allem weiß sogar Dr. Heckheler noch mehr über unser geheimnißvolles Männlein bei der Engelsäule. Um alles zu erschöpfen was, nach seinem Ausdrucke, über dieses Männlein fabulirt wird, will ich noch folgende Stelle beigeben über die Art und Weise wie dieses, nun so berühmt gewordene Männlein, in früherer und, wie es scheinet, noch zu Heckhelers Zeit, als das dritte sogenannte Wortzeichen oder Kennzeichen im Münster, galt. Es war nämlich ehedessen allgemein der Brauch, daß man an großen Kunstbauten, wie an Kirchen, Schlössern und ähnlichen Gebäuden, die Fremden auf gewisse Sonderbarkeiten aufmerksam machte, an welchen man hernach erkennen konnte daß sie, in der That, jene Kunstwerke gesehen. Hinsichtlich des Männleins erzählt also Heckheler (S. 121) noch ferner: „Sodann ist auch zu betrachten, das Männlein oder sogenannte Bäuerlein auff der Lander, mit roth und weißer Farb illuminiret, auff den beyden Armen liegendt, und gegen der Saul vor dem Uhrwerck hin sehendt, zu welchem mann die Kinder, so noch keinen völligen Verstandt haben, führen und überreden thut, dieß Männlein könne reden, dann wann

mann es fraget: Höre Männel, was machstu? so sagt es dann nichts, darüber dann den Kindern, wann sie dann sagen es redet ja nichts, gedacht (sic) wirdt, mann habe ja ihnen versprochen, sie zu einem Männlein zu führen, der nichts rede, worüber dann den Kindern der Verstand auffgeht, und ihnen Nachdenken gibt, daß sie betrogen, und das ist das 3te Wortzeichen, welches mann in dem Münster sonsten zu observiren pfleget."

Hieraus würde somit erhellen, daß der Werkmeister in seinem roth und weißen Rocke und das Bäuerlein bei dem Uhrwerke ein und dasselbe Bildwerk sind, daß Letzteres aber, als Wortzeichen, für zwei zählte.

Auffallend ist es ferner, daß auch die Büste, welche dem ehemaligen bischöflichen Palaste gegenüber, ausserhalb am südlichen Kreuzarme, die Sonnenuhr oberhalb des Zifferblattes der Uhr hält, und welche, meines Erachtens, keine andere ist als diejenige des Münsterwerkmeisters Jakob von Landshut, ebenfalls als diejenige eines Bäuerleins bezeichnet wird. (S. Heckheler, S. 124.)

22.

Das Uhrwerk im Münster.

Erste Sage.

Seit lange schon war das alte, ursprüngliche Uhrwerk im Münster in Abgang gekommen.

Da ließen Meister und Rath dasselbe durch ein noch viel künstlicheres ersetzen.

Ein Uhrenmacher, der nirgends seines Gleichen fand, erdachte und vollführte das Wunderwerk.

Nirgends, weit und breit, nirgends auf der großen, weiten Welt, war ein Uhrwerk zu sehen das man, auch nur von Ferne, diesem unvergleichlichen Meisterstücke der Kunst hätte zur Seite stellen können.

Auch war's ein Jubeln, Rühmen und Loben in der ganzen Stadt, als das wundervolle Uhrwerk vollendet da stund im Münster, als die Glöcklein ertönten, als der Tod die Stunden schlug, die Apostel vorbeizogen und sich neigten vor dem Heilande, als die

beiden Löwen die das Stadtwappen halten zu brüllen anfingen daß es das ganze Münster hindurch nachtönte und dröhnte, und als gar auch der Guller, droben auf der Spitze, die Flügel schlug und zweimal krähete, gleich wie der Hahn im Evangelium zur Stunde als Petrus seinen Herren und Meister verläugnete im Vorhofe des Hohenpriesters Kaiphas.

So wundervoll war das neue Uhrwerk, daß der Rath, von eitler Ruhmbegierde verführet, sich bis zu der unerhörten Grausamkeit hinreißen ließ dem berühmten, unvergleichlichen Künstler die Augen ausstechen zu lassen, damit der Meister nicht anderswo ein ähnliches, oder gar ein noch künstlicheres Uhrwerk aufrichten könne!

Als aber ewige Nacht des unglücklichen Künstlers Augen umhüllte, da bat er und flehete, daß man, nur einmal noch, ihn hinaufführen möge zu seiner Uhr, damit er sie noch vollkommener mache.

Die Bitte wurde ihm gewähret.

Als aber der Künstler oben war, bei dem Räderwerke, da griff er rasch, mit gewaltigen Händen, in eines der Räder, und stille stund das Rad und bewegungslos von derselben Stunde an.

Und seit dem Augenblicke hörten die Löwen zu brüllen und auch der Hahn hörte fortan auf zu krähen für immer.

Zweite Sage.

Seit langen Jahren schon war das Uhrwerk angefangen im Münster. Der Meister aber, der es erfunden und entworfen hatte, war bald gestorben; und, nach seinem Tode, fand sich kein Anderer mehr vor der im Stande gewesen wäre zu vollenden was Jener begonnen hatte.

Jahre um Jahre verstrichen und unbeendet stund das Wunderwerk immerfort noch da.

Endlich nach langen, langen Jahren, da kam wieder nach Straßburg ein Künstler sonder Gleichen, der es unternahm die längst begonnene Uhr vollends auszuführen.

Zu männiglichs Verwunderung und Erstaunen gelang ihm das Meisterstück hoch über alle Erwartung. Für ganz Straßburg war es ein Tag des Ruhmes, des Stolzes und des Jubels, als nun, endlich einmal, das Uhrwerk dastund in seiner vollen Pracht und Herrlichkeit, und in voller Bewegung.

Meister und Rath theilten vollständig die allgemeine Freude und das Entzücken des Volkes über die glückliche Vollendung des wundervollen Uhrwerkes. Dasselbe war ja so über alle Maßen glücklich ausgefallen, daß die Gelehrtesten und Geschicktesten auch nicht das Mindeste daran auszusetzen gewußt hätten.

Ein Gedanke nur trübte des Rathes Freude: es war die Besorgniß der Meister möchte sonst irgendwo noch ein ähnliches oder, vielleicht gar, noch ein weit schöneres und wundersameres Werk vollbringen.

Um einer solchen Widerwärtigkeit zuvor zu kommen faßte der Rath den Entschluß den Künstler daran zu verhindern, damit Straßburg allein solch' ein wundervolles Meisterwerk besitzen möchte.

Und um diesen Zweck zu erreichen ließ er dem berühmten Uhrenmacher die Augen ausstechen.

Der Rath aber mußte allsobald die bedauerungswürdigen Folgen dieser von ihm, in einer bösen Stunde, begangenen schauderhaften Gräuelthat empfinden und entgelten!

Schon bei des armen, erbarmungslos geblendeten Künstlers Leben, begann das Uhrwerk theilweise stille zu stehen!

Und als der Meister starb, da lief vollends ein Räderwerk aus nach dem andern: die Glöcklein hörten auf zu schlagen; die Apostel hielten stille und bewegungslos; der Herr erhob nicht mehr die Rechte um sie zu segnen bei'm Vorübergehen; die Löwen verstummten und brüllten nimmermehr; und, am Ende, hörte auch der Hahn, oben auf dem Seitenthürmchen, auf mit den Flügeln zu schlagen und zu krähen! — Und so stund es da, schließlich, das ehemals unvergleichliche Meisterwerk, regungslos erstarret und ausgelaufen für immerdar! —

Und niemehr fand sich ein Künstler vor der geschickt genug gewesen wäre das ehedessen so wundervolle Uhrwerk wieder in Bewegung und in Gang zu bringen, wie zuvor bei des Künstlers Leben der es aufgerichtet hatte.

Und so wurde der Rath und die ganze Stadt bestrafet für die grausame Frevelthat welche der Erstere, von eitler Ruhmbegierde und Ehrsucht bethöret, an dem Gründer des Uhrwerkes begangen hatte.

Beide obige Sagen sind nichts anderes als Varianten einer und derselben Fabel, deren Andenken noch jetzt fortlebet im Volke.

Die Erstere ist die, bei Weitem, verbreitetere. Es geschieht derselben Meldung im Bürgerfreunde, von 1777 (Bd. I. S. 194), in Friese's Vaterländischer Geschichte (Bd. I. S. 223) und in Grandidiers Essais sur la Cathédrale de Strasbourg (S. 289).

Die zweite Sage, deren Schlußweise, das allmählige Auslaufen und Austönen der Uhr, nach dem Tode des Meisters, eine wahrhaft poetische Eigenthümlichkeit darbietet, verdanke ich der Mittheilung meines Freundes, des Historienmalers J. Klein, welcher dieselbe, in seiner Jugend, oftmals auf diese Weise von seiner alten Großmutter erzählen hörte.

Die Sage überhaupt mag wohl, wie bereits der Bürgerfreund, und Grandidier nach demselben, bemerkten, von dem Umstande herrühren, daß Josias Habrecht, der, als ein noch lediger Geselle, seinem Bruder Isaac am Straßburgischen Uhrwerke beistund, ehe dasselbe noch völlig beendet war, vom Erzbischofe von Köln nach Kaiserslautern berufen wurde, um dort ein ähnliches, großes Uhrwerk aufzurichten, im erzbischöflichen Schlosse im Rheine, wo der Künstler auch starb. „Diese Reise des Josias," heißt es im Bürgerfreunde, „und das Unglück seiner Schwester die blind worden, mag wohl Anlaß zu der Mähre gegeben haben, daß dem Uhrenmacher die Augen wären ausgestochen worden, und er hernach sich zu rächen etwas an dem Werk zerbrochen haben soll, daß die Löwen nicht mehr brüllen können."

Diese Wappen-Löwen dienen blos zur Zierde; sie brüllten nie.

Der Hahn seinerseits wurde, den 20. April 1641 [1]), vom Blitze getroffen, was seinen Mechanismus theilweise zerrüttete. Im Jahre 1782, als Grandidier sein Werk über das Münster schrieb (S. 294), krähte er blos noch an den Sonntagen und Festtagen, um Mittag. Erst im Jahre 1790 versagte der Mechanismus der Münsteruhr vollends den Dienst.

Die Volkssage begnügt sich nicht damit zu behaupten, daß dem Künstler, welcher die Uhr im Münster verfertigte, die Augen ausgestochen worden seien; es gehet dieselbe manchmal noch weiter

[1]) Nach andern Angaben, aber irrig, 1640. Grandidier (S. 126 u. 294) zu Folge, wäre der Hahn, ein erstes Mal schon, den 18. Juli 1625, vom Blitze getroffen und beschädiget worden. Ursprünglich soll er jede Stunde gekrähet haben.

und will sogar wissen, daß jener unglückliche Künstler kein Anderer gewesen seie, als der berühmte Copernicus. Diese Angabe jedoch rührt alleine von dem Umstande her, daß das Porträt dieses Gelehrten, und zwar ein sehr vorzügliches, welches Tobias Stimmer nach einem Original-Porträte gemalt hat, welches Dr. Tidemann Gyße, von Dantzig aus, an Dasypodius, den Mathematiker und Gründer der Münsteruhr, geschickt hatte (Schilter, S. 589), sich oben an der Uhr befindet. Copernicus war persönlich nie in Straßburg, und das Uhrwerk selbst wurde, überdies, erst siebenundzwanzig Jahre nach seinem Tode begonnen.

Fügen wir, schließlich, noch hinzu, daß die Sage im verflossenen Jahrhunderte, wo nicht erst entstanden, doch erst recht ausgebreitet worden ist. Schadäus und die ältern Schriftsteller wissen noch nichts von derselben oder sprechen wenigstens nicht davon.

23.

Der singende Knabe auf der Uhr.

Folgende, jedenfalls merkwürdige Begebenheit, welche Dr. Heckheler, in seinem handschriftlichen, bereits mehrere Male angeführten Werke über das Münster mittheilt, dürfte wohl hier eine durchaus geeignete Stelle finden. Hier ist dieselbe wie sie Dr. Heckheler (S. 192), seinem Vater dem Münsterwerkmeister nacherzählet, welchem jene Begebenheit selbst widerfahren. Ich theile buchstäblich getreu Heckhelers Text mit, welcher sich am Schlusse des auf das Uhrwerk bezüglichen Abschnittes befindet.

„Ehe und bevor aber, wir dießes Capitel endigen, wollen wir das Nachgesetzte dem ohnpartheyischen gütigen Leser zu einer Betrachtung und frey-beliebigen und ohngezwungenen judicio überlaßen, und hierbey ein denckwürdiges nicht verschweigen, welcher Gestalte viele Persohnen in specie ich auß dem Munde des offt- und wohl besagten Herren Ratherren Joh. Geörg Heckhelers, deß Frauenhaußes Werckmeisters, also auch Herren Isaac Habrechten [1])

[1]) Dieser ebenfalls berühmte Isaac Habrecht war der Enkel des gleichnamigen Künstlers, welchen der Professor und Mathematiker Dasypodius von Schafhausen berief um das Räderwerk der Uhr zu fertigen. Der jüngere Isaac Habrecht, welcher, wie sein Stammvater, Uhrenmacher der Stadt und des Münsters war, säuberte und besserte das Uhrwerk, im Jahre 1669, wieder aus.

deß weitberühmbten Uhrenmachers und Inspectoris deß Uhrwercks im Münster, alß wahrhafftige glaubwürdige Herren, und eines Wächters so in dem Stübel in der Kirchen wo mann auff das Münster gehen will, zu Nacht gelegen hat, betheürlich wahrhafftig geschehen zu seyn vernommen, welcher Gestalt Sie beyde berührte Herren Anno 1680 im 9bri, den Tag haben Sie vor sich auffnotiret, am Sontag früh vor Tag umb 2 Uhr im Münster die Glöcklein deß Uhrwercks, alß gantz ungewöhnlich, und wieder Herkommen, haben schlagen hören, da dann Beyde vff Vernehmen auß den Betten auffgestanden, ahne das Fenster gegangen, der Sachen zugehört, Sie Beyde alß nechste Nachbahren einander zugeruffen, was das im Münster Newes wäre, ob Jemandt Frembdes darüber, der sich die Glöcklein zu schlagen unterstünde, da dann Beyde sich entschuldigten, daß Sie von nichts nicht wüßten, darauff den Schluß gemacht, mit einander in das Münster zu gehen, und den Augenschein in der Stille einzunehmen: da dann gleichhien, mit einem in der Laternen habenden Liechtern in das Leichthöfflein zu der kleinen Thüren bei dem Bronnen hinein gewandert, solche hinter sich zugemacht, und gleich sobalden die Glöcklein gantz clar schlagen, und nicht allein die Melodie deß Kirchen Gesangs: „Wo Gott der Herr nicht bey unß halt, wann unßere Feinde toben" ꝛc. gründtlichen vernommen, sondern auch noch mehr eine hell leichtende junge Knabens Stimme darzu singen hören, sonderlich die letzte Wort in dem dritten Gesetz: „Nach Leib und Leben sie uns stahn; deß wirdt sich Gott erbarmen": warüber dieße Männer sich zur rechten Handt zum Uhrwerck gewandt, und alß der Knab das 4te Gesetz: „Sie stellen uns wie Ketzern nach, nach unßerm Blut sie trachten," weiters zu singen fortgefahren, und die beyde Männer die vortreffliche und holdselige Stimme, nechst über denen thönenden Glöcklein gar verständtlichen von oben herunter vernommen, und auff das verschloßene Gegitter zu gegangen, und auffgeschloßen, um hinauff zu gehen, hat alles zumahl auffgehöret. In der festen Hoffnung aber das was menschlich obiges Uhrwerck gubernirte, und das Gesang darzu führte, waren auch beybe ermeldte Persohnen hinauff gegangen, und sowohl von unten alles biß oben hinauff, nach dem Knaben, so gesungen, aller Orten und Endten nachgesehen, aber von ihme nichts erblicken mögen, worüber Sie eine nicht geringe Forcht angekommen, und gleichsahm gantz verstarrendt und verstumbt ihren Weg wieder zurück gekehret und ge-

sucht, einander angesehen, nach hinauß gegangen, und diß große Geheimbnuß Gott dem Höchsten überlaßen."

„Nun bald hernach" — fügt Heckheler noch hinzu, wegen der muthmaßlichen Bedeutung dieser geheimnißvollen Begebenheit — „nun bald hernach, in Anno 1680 und 1681, hat der Eventus deßen Bedeutung nach etlicher Persohnen Meinung nach sich ergeben, da nicht allein die Statt Straßburg das Römische Reich quittieret, und ahne Franckreich übergangen, sondern auch ihre vornehmbste und liebste Mutter-Kirch, wegen Entheiligung deßen, und andern übermachten Sünden die in Straßburg im Schwang giengen, auch in frembde, nach sonderbahrem gerechtem Raht Gottes, Hände gerathen, und ihres Gottesdienst, den sie darinnen beßer hätten sollen halten, und dem Wort Gottes nach christlicher sich aufführen, nach Wygand Rysgen gethaner Prophaceyung nach entzogen werden müßen [1])."

24.

Der fremde Kavalier und sein Hund.

Unter allen verwegenen Männern Straßburgs war ehemals Herr Simphorianus Pollio [2]), — bei Beginn der Reformation, Leutpriester oder Pfarrherr zu St. Stephan, und hernach, von 1521 bis 1523, Wickgrams Nachfolger in der Predicatur des Münsters und zugleich Pfarrherr zu St. Martin, und einer der Straßburgischen Reformatoren und der ersten protestantischen Liederdichter, — der Allerverwegensten Einer. Eines Tages, so wird unter Anderem von ihm erzählt, stellte er sich mit einem Beine auf das Geländer der großen Rheinbrücke, bog sich mit dem ganzen Obertheile des Leibes weit hinaus über den Thalweg des Stromes und streckte das andere Bein hinter sich weit hinaus. Ebenso war es ihm

---

[1]) Unter dem Konsulat des P. Afrikanus und des C. Fulvius, im J. der Erb. Roms 618, hörte man in dem schon zwei Tage verschlossenen Tempel der Juno die Stimme eines Kindes: In aede Junonis Reginæ, clausis per biduum valvis, infantis vox audita. S. *Julius Obsequens*, Prodigiorum Liber, cap. 86. Anmerk. des Herausgebers.

[2]) Der deutsche Name war Altbüßer.

ein Kleines, oben auf der Plateforme des Münsters sich aufrecht und geraden Leibes auf das Geländer zu stellen, frei herum zu schauen, in die Ferne und hinab in die Straßen auf die zahllosen Zuschauer, die sich drunten wegen seiner zusammenschaarten und sich ob seiner Kühnheit und Vermessenheit verwunderten, und sodann rings herum zu spazieren auf der schmalen Brüstung.

Lange Zeit hernach erzählte man noch zu Straßburg von den lustigen und verwegenen Schwänken und Stücklein des Herren Zimprian, denn so nannte der gemeine Mann den würdigen Pfarrherren, der, immer guter Laune und froher Dinge, bei dem Volke gar sehr beliebt war, und sehr oft durch seine Witze und Späße die Leute also zum Lachen brachte, daß sich Alles den Leib halten mußte.

Eines Tages — es soll zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts gewesen sein — war ein vornehmer fremder Kavalier auf das Münster hinauf gestiegen und hörte droben von Herrn Zimprian's verwegenen Stücklein erzählen. Dem Fremden gefiel des frommen Pfarrherren vielgepriesene Beherztheit und Behendigkeit. Zu gleicher Zeit reizten dieselben aber auch seine eigene Vermessenheit.

Eine Schande wäre es doch für einen Edelmann, sagte sich der fremde Herr in seinem Innern, wenn er nicht vermöchte es einem Pfaffen gleich zu thun.

Auch er, so rühmte er sich, wolle thun, was einst Herr Zimprian gethan, und machte keck die Wettung, daß er dreimal, ohne allen Schwindel und ohne die mindeste Angst, oben auf dem Geländer, rings um das Münster herum gehen würde.

Gesagt, gethan! Ein Satz ... und droben stund der Verwegene auf der Brustwehr, besah ganz ruhig das schöne Rheinthal und die Stadt zu seinen Füßen.

Sodann unternahm er den gefährlichen Gang, und mit Schrecken sahen alle Anwesende ihn leichten und sichern Fußes dahin gleiten auf der schmalen Brüstung, am schwindlichen, furchtbaren Abgrunde hin, gefolgt von seinem treuen Hunde, der niemals seinen Herren verließ.

Zu zweien Malen schon war ihm das gefahrvolle, frevelhafte Wagestück geglücket.

Zum dritten Male unternahm er den Gang, und behenden

Schrittes glitt er abermals dahin auf der schmalen Oberfläche des Geländers, am schroffen Abhange.

Bereits nahte er wieder dem Punkte, von welchem er ausgegangen war.

Nur wenige Schritte noch, und das Ziel war erreicht! ... Schon glänzte dem Verwegenen die Siegesfreude in dem Auge, und Allen, die das Wagestück mit ansahen, wurde das Athmen wieder leichter.

Da ergriff mit einem Male jäher Schwindel den unglücklichen Fremdling und stürzte ihn hinunter, rettungslos verloren, in den schauderhaft gähnenden Abgrund, über dem er so eben noch mit so zuversichtlichem Uebermuthe dahin eilte!

Und siehe! ihm nach schwang sich mit gewaltigem Sprunge der Hund, hinunter in die Tiefe! Das treue Thier! Zerschmettert lag es doch noch drunten bei seinem Herren, den es im Tode, wie im Leben nicht verließ!

Grandidier erzählt diese Geschichte (S. 218) auf folgende Weise: »La plate-forme est un grand emplacement, dont le contour est de quatre-vingt-douze pas. Elle est entourée de balustrades ou barrières de pierre. C'est sur les bords de ces balustrades, que Symphorien Pollion, Curé de St. Etienne, au commencement du seizième siècle, avait la témérité de monter et de courir tout à l'entour. Un cavalier étranger s'avisa de vouloir l'imiter au commencement du nôtre. Il paria de faire trois fois le tour de la plate-forme sur ces balustrades. Il s'acquitta des deux premiers tours avec succès: mais sur la fin du troisième, le pied lui manqua et il tomba mort au bas de la Cathédrale avec son chien qui le suivait.«

Im Jahre 1635 hatte bereits Hans Zix, ein verwegener Münsterknecht, sich vermessen das Wagestück zu unternehmen. Bei dem Wächterhäuslein, oberhalb des Hauses zum Falkenkeller, hatte er den frevlen Gang begonnen, war bereits glücklich rings um den Thurm gekommen und nahe bei der Stelle angelanget wo er auf das Geländer gestiegen war; als er aber, auf der Seite des Fronhofs, von dem Geländer herabsteigen wollte, stürzte er hinunter und zerschlug sich den Kopf an einem steinernen Wasserkasten, bei dem bleiernen Dache des Schiffes, in viele Stücke. An

der Stelle wo er von dem Geländer fiel, wurde, zur Erinnerung, die Jahrzahl 1635 in das Letztere eingehauen.

25.

Die Johannisnacht im Münster.

Am Tage Johannis des Täufers, im Jahre des Herren 1007, fiel des Himmels Feuer auf das Münster und brannte es nieder bis auf den Grund, mit der Kirche des heiligen Thomas, und beinahe mit der Hälfte der Stadt, zu Schutt und Asche.

In der Woche Johannis des Täufers, im Jahre des Herren 1439, ward des Thurmes wundervolle Spitze vollendet und der Mutter Gottes Bild darauf gestellet, um fernehin in die deutschen Gaue den Völkern zu verkünden, daß nun endlich das riesenhafte, vor Jahrhunderten durch die Väter begonnene Werk des Glaubens und der Sühne, glücklich und ruhmvoll vollendet sei.

Auch war von jeher der Johannistag ein hoher Festtag auf und in dem Münster [1]), und zwar nicht für die Lebenden allein, sondern auch für die Todten.

In der Johannisnacht, wann es Mitternacht hallet hernieder von dem Thurme, da regen sich in den Gräbern die alten Meister, welche das Münster erbaut, und alle Künstler, welche an dem Dombau oder an dessen Ausschmückung Antheil genommen haben. Rings um das Münster und inwendig den ganzen Dom entlang, wogt dann ein buntes, vielbewegtes, verworrenes Schweben und Schwirren.

Den Meisterstab und den Zirkel in den Händen, entsteigen die alten Werkmeister aus ihren Grüften. Dicht um sie her schaaren sich ihre getreuen Steinmetzen, mit dem Richtscheite in der Hand. Auch die Bildhauer und Maler fehlen nicht in der Reihe. Und Alle begrüßen sich mit innigem Blicke und traulichem Handdruck, und Alle freuen sich des minniglichen Wiedersehens.

Und drauf woget und wehet, und schwebet und kreiset, und schwirret und sauset es hin und her, und auf und nieder, im Dome, alle Gänge hindurch, ein unendliches Geisterwogen!

---

[1]) Siehe über die bis zur Revolutionszeit, am Johannistage, oben auf dem Münster üblichen Festlichkeiten die Alsatia von 1851, S. 198.

Hernach zieht der Zug hinaus zum Portale und abermals woget und wehet, und brauset und schwebet, und schwirret und drehet es, hin und her, und auf und nieder, rings um das Münster, bis hinunter zum Chore, ein unendliches Geisterwogen und Wehen. Um die Portale, um Giebel, Fenster, Gänge, Streben und Bogen, überall, leis und geheimnißvoll, tönen und flüstern Geisterklänge durch die stille Nacht.

Und immer höher steigt der Mond auf seiner nächtlichen Bahn. Immer mehr neigt die Stunde sich zu Ende.

Da schwirret es empor, sanft, aber rasch, vom Portale drunten auf den Gräten, das Schiff entlang, hinauf an Erwin's Vorderbau, bis hinauf zu des hohen Thurmes luftiger Spitze; und eine Jungfrau, rein, im weißen Gewande, den Meisel in der Linken und den Hammer in der Rechten, schwebet auf und nieder und umkreiset die Spitze, verkläret im silbernen Lichte des Mondes.

Und immer höher noch steigt der Mond empor. Nur kurze Augenblicke noch und die Stunde ist zu Ende.

Da schwebet die weiße Jungfrau allmähliglich hernieder vom Thurme, dem Chore zu wogend mit leisem Geisterbeben.

Horch! Jetzt schallet es Eins droben vom Thurme durch die Nacht.

Und, husch! Wie es woget und wehet! Nur ein Gesause, nur ein Gebrause! Und entschwunden ist all das Wogen und Schwirren der Geister.

Drunten im kühlen Grabe sind Alle wieder, stille schlummernd und friedlich, bis über's Jahr die hallende Glocke sie auf's Neue wecket und rufet, wann es wieder Zwölfe schlägt hernieder vom Thurme, in der Johannisnacht.

Die obiger Sage zu Grunde liegende Hauptidee las ich einst vor längern Jahren irgendwo, ohne daß ich mich, mit Bestimmtheit, zu erinnern vermöchte wo; wenn mich aber nicht alles trügt, war es in einem Kalender oder sonstigen Volksbuche. Jedenfalls dürfte diese Sage einigermaßen mit andern, an den Johannistag sich anknüpfenden Ueberlieferungen in Verbindung stehen, und somit durfte sie hier nicht fehlen.

Straßburger

Münster-Sagen,

aus

Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellen,

gesammelt und dargestellt

von

Dr. Ludwig Schneegans,

Archivar und zweiter Bibliothekar der Stadt Straßburg.

Besonderer Abdruck aus den „Sagen des Elsasses"
von **August Stöber.**

St. Gallen.

Druck und Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

1852.